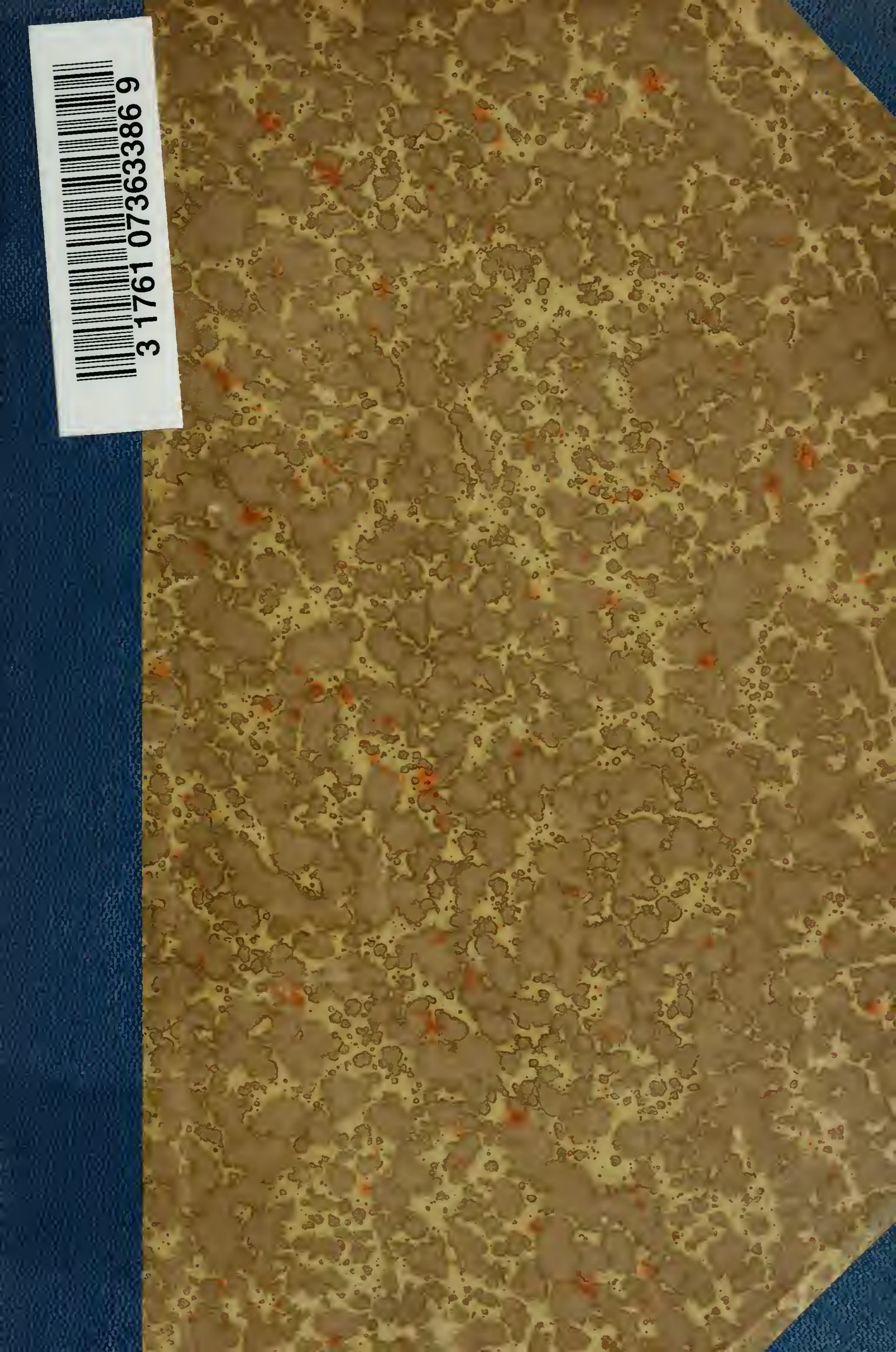
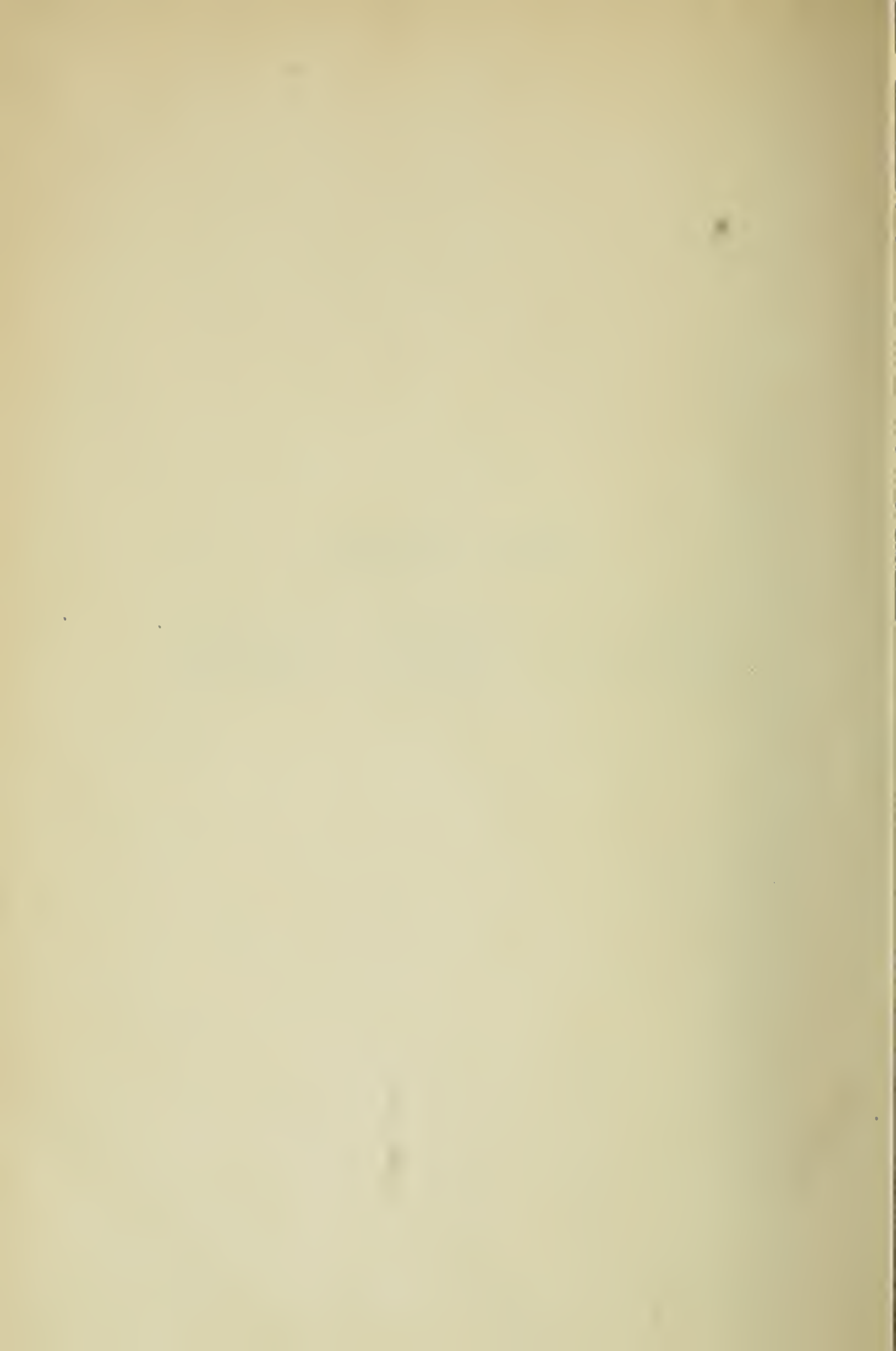

3 1761 07363386 9


VELUT
ARBOR
ÆVO



Paul Lindau.

Ferdinand Lassalles Tagebuch.





Ferdinand Lassalles Jugendbildniß.

Ferdinand Lassalles Tagebuch.

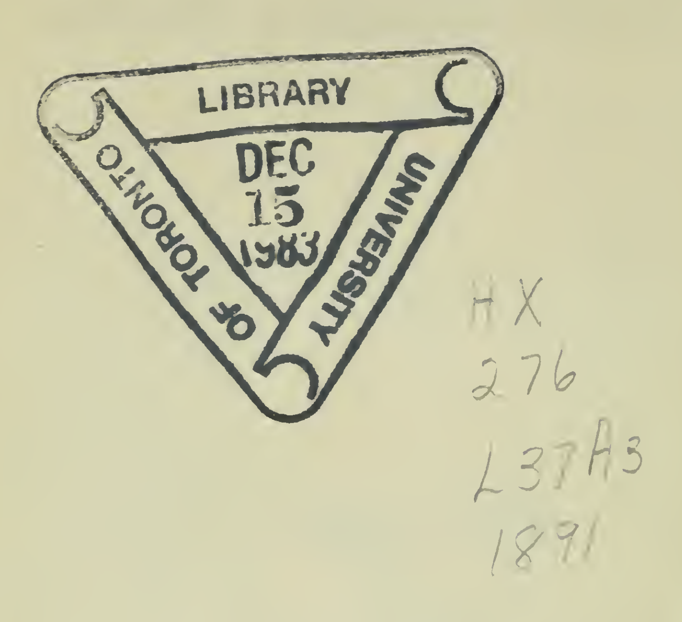
Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen

von

Paul Lindau.



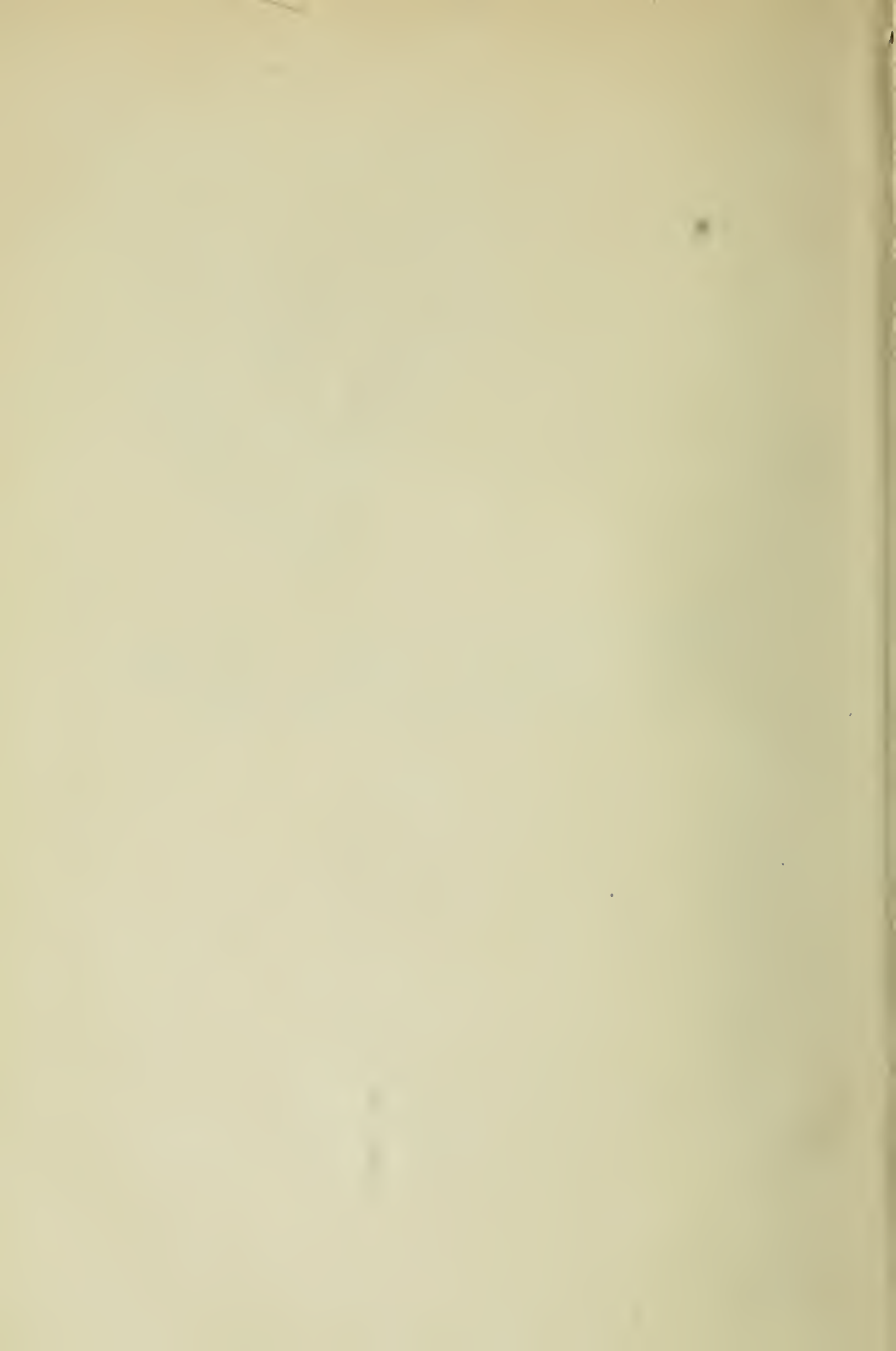
Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.
1891.


LIBRARY
DEC
15
1983
UNIVERSITY
OF TORONTO

I.

Schüler-Leid und -Lust in Breslau.

Mit einer Einleitung von Paul Lindau.



Einleitung.

Die Aufzeichnungen, die wir im Nachstehenden veröffentlichen, dürfen in mehr als einer Beziehung das Interesse der weiteren Kreise in Anspruch nehmen. Es sind die Tagebuchblätter eines ungewöhnlich begabten jungen Menschen auf der Schwelle, die vom Alter des Knaben zu dem des Jünglings hinüberführt. Der Hauptwerth dieser Aufzeichnungen beruht in der vollsten Aufrichtigkeit. Dieser Halb-Knabe, Halb-Jüngling ist Ferdinand Lassalle — Lassal, wie er sich damals noch schrieb, die französische Schreibweise seines Namens nahm er erst nach seinem Pariser Aufenthalte im Jahre 1846 an.

Das Tagebuch beginnt mit dem 1. Januar 1840 und endet im Frühjahr 1841. Ferdinand Lassalle, geboren am 11. April 1825, hatte also zur Zeit, als er die ersten Seiten füllte, das fünfzehnte Lebensjahr noch nicht erreicht, und schrieb als kaum Sechszehnjähriger die letzten Seiten. Aber dieser Zeitraum ist einer der wichtigsten für seine Entwicklung.

Lassalle ist auf dem Magdalenen-Gymnasium zu Breslau Secundaner. Alle möglichen Widerwärtigkeiten machen ihm den Aufenthalt im elterlichen Hause und in seiner Vaterstadt unleidlich, und er selbst bestimmt seinen Vater dazu, ihn auf die Handelsschule nach Leipzig zu schicken. Dorthin begiebt er sich im Mai 1840. Während seines etwa ein Jahr dauernden Aufenthaltes in Leipzig als Handelsschüler wird ihm klar, daß er als Kaufmann unglücklich werden würde. Und er erkennt mit unheimlicher Deutlichkeit seine Zukunft in der agitatorischen Thätigkeit des Wissenschafters. Er weiß seinen Vater dazu zu bewegen, ihm zu gestatten, die unterbrochenen Gymnasialstudien wieder aufzunehmen, um sich der Wissenschaft zu widmen. Das Tagebuch behandelt also das letzte Vierteljahr seiner regelmäßigen Gymnasialstudien in Breslau und die Episode der Handelsschule in Leipzig.

Wäre der junge Mensch, der fast regelmäßig am Abend alles Bemerkenswerthe seines Daseins verzeichnet hat, auch ein weniger bedeutender Mann als Ferdinand Lassalle, so würden diese schriftlichen Selbstgeständnisse, diese unbelauschten Herzensergüsse, doch von nicht geringem psychologischen Werthe sein. Man sieht in der That, wie sich hier ein Charakter bildet, wie die Keime reifen, wie der unsicher umhertastende Knabe allmählich zum entschlossenen Jüngling mit dem Verstande und der Willenskraft eines fast reifen Mannes wird. Es ist das Werden eines Menschen, das uns hier in naivster

und glaubwürdigster Weise veranschaulicht wird. Und dieser Mensch ist Ferdinand Lassalle!

Schon hier im Zustande des Werdens und in der Unfertigkeit heben sich in schärfsten Umrißlinien alle jene Eigenthümlichkeiten des Charakters und des Temperamentes ab, die später die bezeichnenden Eigenthümlichkeiten des reifen Mannes sein sollten. Immer schärfer und kantiger tritt die Eigenart dieses seltsamen Menschenkindes hervor. Und mit einer Klarheit, die, wenn man an das Alter des Schreibers denkt, geradezu unheimlich wirkt, sieht dieser knabenhafte Jüngling seine ganze Zukunft vor sich. Ja, es geht durch diese Tagebuchblätter schon ein dumpfes Ahnen des verhängnißvollen Endes. In dieser Beziehung sind die in Leipzig geschriebenen Blätter aus der zweiten Hälfte des Jahres 1840 und Anfang 1841 in höchstem Grade beachtenswerth.

Die während der Secundanerzeit in Breslau gemachten Aufzeichnungen des kaum fünfzehnjährigen Knaben befassen sich noch nicht oder wenigstens nicht bewußt mit den kommenden Tagen. Hier lernen wir das Kind im Hause der Eltern und den Schüler des Gymnasiums kennen. Aber wie Lassalle in seiner Reife das Geheimniß besessen hat, durch alle seine Handlungen die Theilnahme auch der Widerstrebenden zu erzwingen, so fesseln uns immer wieder und wieder all' die kleinen Geschichten, die Lassalle von sich und

seiner nächsten Umgebung zu erzählen hat. Und aus diesen Berichten entsteht mit handgreiflicher Anschaulichkeit das Bild dieses frühreifen, heißblütigen, mit allerhand Liebenswürdigkeiten und recht bedenklichen Unarten ausgestatteten Jungen. Wir sehen nicht nur ihn, wir sehen auch seine ganze Familie leibhaftig vor Augen. Wir lernen seinen Umgang genau kennen. Und wir haben das bestimmte Gefühl: so muß es, genau so, in den wohlhabenden Breslauer Kaufmannsfamilien zu jener Zeit ausgesehen haben. In unseren Tagen des geschmacklosen und wüsten Antisemitenthums ist es fast bedenklich, bei der objectiven Schilderung einer Persönlichkeit das Confessionelle hervorzuheben. In diesem Falle aber würde es ein Verstoß gegen die Objectivität sein, darüber vorsichtig hinwegzugleiten. Nur aus der Mitte des provinziellen Judenthums heraus, so, wie es Lassalle schildert, und so, wie es unbewußt zu Dutzenden von Malen zum Durchbruch kommt, ist dieser Ferdinand Lassalle vollkommen zu begreifen. Lassalle selbst bezeichnet sich wiederholt als einen echten vollblütigen Juden — nicht als einen von der nachgiebigen demüthigen Sorte, der sich schinden und placken läßt, er gehört zu den kampfeslustigen, zu den thatkräftigen und revolutionären Juden —, der die Schmach, die seinem Volke angethan wird, tief empfindet, und der wie der Maccabäer Einer in der Tiefe seines Herzens den Wunsch trägt, mit dem Schwerte in der Hand gegen seine Verfolger aufzu-

stehen. Er würde „selbst das Schaffot nicht scheuen, könnte er die Juden wieder zu einem geachteten Volke machen.“ (Siehe 2. Februar.)

In dem Verhältniß zu seinen Eltern, mit denen er in vielen Punkten durchaus nicht einverstanden ist, über die es sogar an starken Worten nicht fehlt, zeigt sich doch immer wieder der eigenthümlich schöne Zug der tiefsten pietätvollen Verehrung und des unbedingten Gehorsams. Im elterlichen Hause leuchtet nicht immer die Sonne des Friedens. Lassalles Vater, Heymann Lassal, ist ein kleiner Haustyrann, ungeduldig und nervös. Ferdinand deutet das an vielen Stellen in unverkennbarer Weise an. Aber er fügt regelmäßig sogleich, als ob er das Bedürfniß fühle, sich wegen seiner Pietätlosigkeit zu rechtfertigen und das unwillkürlich ausgesagte Herbe zu beschwichtigen, die sicherlich durchaus redlich gemeinten Betheuerungen seiner unbegrenzten Liebe und Dankbarkeit für den guten, sorgenden und nachsichtigen Vater hinzu. Es giebt viel Streit in der Familie. Die Schwester Friederike befindet sich in einem Zustande chronischer Gereiztheit, und der ist eigentlich erklärlich. Sie ist mit einem gewissen T. so gut wie verlobt gewesen. Die zärtlichsten Briefe sind zwischen den jungen Leuten gewechselt worden. Das Verhältniß hat sich gelöst, und der frühere Bräutigam T. benimmt sich in unzartester Weise. Er zeigt die Briefe Friederikens in der Stadt herum und bereitet seiner früheren

Braut und deren Familie, vor Allem dem Vater, den schwersten Kummer. Inzwischen hat sich Friederike mit einem Vetter, Ferdinand Friedländer, der sich später Friedland nennt, verlobt. Dieser ist nach Paris gegangen, und die Abwesenheit des Bräutigams benutzen die übrigen Mitglieder der Lassal'schen Familie, die dieser Partie nicht grün gesinnt sind, dazu, um Friederiken gegen denselben einzunehmen. Eine Weile wird sie auch schwankend, und neue Verheirathungscombinationen erscheinen auf dem Platze. Aber schließlich bleibt Friederike doch standhaft und erwartet die Rückkehr ihres Bräutigams aus Paris. Dieser von der Familie schweigsam und laut gemißbilligte Brautstand macht das Haus des alten Lassal zu einem wenig gemüthlichen. Die Geschwister, Ferdinand und Friederike, vertragen sich schlecht. Zwischen den Eltern kommt es oft zum Streit. Der Alte, der ein recht vermögender, aber nicht gerade reicher Mann ist, ist in allen seinen Rechnungen außerordentlich genau und ärgert sich namentlich darüber, wenn sein Sohn für Kleidung zuviel ausgiebt. Wegen einer solchen Toilettenfrage entspinnt sich zwischen Vater und Sohn einmal ein sehr heftiger Streit. Der alte Heymann prügelt seinen Jungen gehörig durch, und dieser fühlt sich in seinem Stolze so gekränkt, daß er beschließt, seinem Leben ein Ende zu machen. Er wird von seinem Vater daran verhindert, und dieser scheint nun wirkliche Reue wegen seiner übertriebenen Heftigkeit zu empfinden

und überschüttet Ferdinand mit Beweisen der väterlichen Liebe und Zärtlichkeit.

Die Sprache im Hause Lassalles hat durchaus den Charakter seiner Herkunft, so daß zahlreiche Wörter und Wendungen in seiner Darstellung mit unterlaufen, zu deren Verständniß man den Rath eines der hebräischen Sprache Kundigen einholen muß.

Es ist übrigens bemerkenswerth, wie die Altklugheit in dem jungen Burschen, man möchte sagen: geflissentlich großgezogen wird. Und er zeigt sehr deutlich die bei halbwachsenen jungen Leuten übrigens keineswegs seltene Neigung, mit Vorliebe den Verkehr mit Aelteren und Reiferen aufzusuchen, wenn er auch mit seinen Mitschülern und Altersgenossen nebenbei immer in regstem Verkehr bleibt. Aber zu den Aelteren, namentlich zu denen, die ihn für voll nehmen, wie Dr. Shiff und Borchert, fühlt er sich vor Allem hingezogen. Der erste consultirt den noch nicht Fünfzehnjährigen in einer galanten Liebesgeschichte, und Ferdinand giebt dem jungen Doctor gute Rathschläge, wie man sich Frauen gegenüber zu benehmen habe, deren Gunst man erwerben wolle. Mit Borchert behandelt er die ernsthaften Fragen des Berufs und dergleichen. Aber vor Allem wird ihm von den Seinigen in der Familie eine Stellung eingeräumt und eine Bedeutung beigelegt, die bei der Jugend Ferdinands sehr seltsam erscheint, um so seltsamer, als das=

selbe Kind, dessen Stimme im Familienrathe eine große Beachtung findet, nebenher wieder wie ein dummer, ungezogener Junge behandelt wird. In der Angelegenheit aber, die die Familie zu jener Zeit am tiefsten bewegt, in der Frage, ob Friederike ihren Vetter Ferdinand Friedländer heirathen soll oder nicht, wird die Stimme des jungen Bruders nicht nur gehört, sie findet auch die ernsthafteste Beachtung. Mit befremdlicher Nüchternheit und Geschäftlichkeit erörtert der junge Ferdinand mit den Seinigen für den Fall der Auflösung der Verlobung Friederikens mit ihrem Vetter die Eventualität einer anderen Verbindung. Er kennt ganz genau die Vermögensverhältnisse des neuen Heirathscandidaten, und er folgert aus den ihm bekannten Thatsachen die Forderungen, die Jener wohl aufstellen würde. Er berechnet sodann, was der Vater seiner Schwester geben werde, warnt die Mutter vor übertriebenen Opfern und schätzt die äußeren Vorzüge und die Bildung seiner Schwester auf zehntausend Thaler. (6. Februar.) Kurzum, er zeigt in dieser Sache, die mit vollkommener Poesielosigkeit behandelt wird, die Gewandtheit eines handwerksmäßigen Heirathsvermittlers.

Die Bedeutung, die dem Jungen in den wichtigsten Fragen von den Seinen beigelegt wird, die Art und Weise, wie die in den Jahren Vorgerückteren mit ihm verkehren, sind dazu angethan, die Eitelkeit dieses ungewöhnlich veranlagten und aufgeweckten Halbjünglings zu schüren. Diese

Eitelkeit ist in dem jungen Ferdinand in der That schon in hohem Grade entwickelt. Sie wird mit der Zeit geradezu maßlos. Mit Wohlgefallen notirt er, wie eine schöne junge Frau zu seiner Schwester sagt: „Ihr Bruder ist geistreich, und dies sehr," und wie diese darauf antwortet: „Wer zweifelt daran?" (2. Januar.) „Ich hatte noch nicht geglänzt," schreibt er nach einer Gesellschaft. Von einem jungen Menschen, mit dem er in einer Gesellschaft zusammentrifft, sagt er: „Der Esel! Als wenn er, noch dreimal so groß als er ist, zu mir heraufblicken könnte!" (23. Januar.) Ebenso verzeichnet er mit Freuden die Aeußerungen eines etwas Aelteren, der zu ihm sagt: „Sie sind ein witziger Kerl, weit gescheidter, als Ihre Jahre vermuthen lassen. Wenn Sie fünf Jahre werden älter, da wird es die Welt nicht mit Ihnen aushalten." (15. Februar.) Er wundert sich darüber, daß einige seiner Mitschüler, „die mir doch, wie ich selbst sagen muß, an Talent, Auffassungsgabe, Genie, Beurtheilungskraft, Verstand, Geist nachstehen — und dies so weit!" — gute Zeugnisse bekommen, während die seinigen recht unbefriedigend ausfallen. (21. Februar.) Und er vergleicht sich inmitten seiner Schüler mit dem feingebildeten Römer, der, unter wilde Völkerschaften verbannt, wehmüthig darüber klagt, daß er als Barbar gelte, weil er von ihnen nicht verstanden werde. Von dem Commis seines Vaters sagt er: „Ich bin ihm unendlich überlegen außer an Corpus,

an Bildung, Tournüre, Geist, Verstand, Geld, Ansehen. (1. März.) Solche Aeußerungen eines für einen so jungen Menschen doch seltenen Selbstbewußtseins kehren noch häufig wieder, und es wäre wirklich nicht nöthig gewesen, den von seiner körperlichen und geistigen Ueberlegenheit mehr als nöthig durchdrungenen Jungen noch durch übel angebrachte Complimente in seinem Selbstgefühl zu stärken. Aber nicht nur schöne junge Damen sagten ihm in's Gesicht, daß er ein ganz merkwürdig kluger und geistvoller junger Mann sei, auch verständige Männer geizten mit ihrem Lobe nicht. Am 24. März hatte er eine Unterredung mit Borchert, der ihm in's Gesicht sagt, er sei kein gewöhnlicher Knabe: „ich sei genial, und es würde ihn um so mehr schmerzen, wenn mein Geist eine falsche Richtung nehme." Lassalle fügt hinzu: „Nun ist dieser Borchert ein Mensch, dem ich mehr glauben kann, als jedem Andern, weil er nicht schmeichelt. Zudem ist er ein Mann, der im höchsten Grade den sens commun besitzt. Dr. Schiff hat mir dasselbe versichert. Ich werde anfangen es zu glauben." Diese Schlußworte sind in ihrer gewollten Naivetät nicht ganz aufrichtig. Er war längst von seiner Bedeutung tief durchdrungen.

Wie schon aus einigen Worten in den vorher angeführten Aeußerungen Lassales ersichtlich ist, bildet sich der junge Mann nicht nur auf sein Genie und auf die Vorzüge seines Geistes sehr viel ein, er ist auch im Aeußerlichen eitel. Er klagt

oft über die Beschaffenheit seines Anzugs. Er verzeichnet mit Wohlgefallen seine Triumphe auf einem Maskenscherze, zu dem er als Amor erscheint, und er freut sich darüber, daß er einen andern Amor durch die Anmuth seiner Erscheinung schlägt.

Aus dieser Eitelkeit erklären sich viele andere Unarten: sein vorlautes Wesen in der Gesellschaft Aelterer, seine Lust am Krakehlen, seine Aufsässigkeit gegen die Lehrer. In jeder größeren Gesellschaft kommt es zwischen dem jungen Ferdinand und irgend einem andern, weniger schlagfertigen und unbeholfenen Gaste zu einem kleinen Skandal, und die Sache verläuft immer so, daß Ferdinand maßlos ausfallend wird, den Andern blamirt und zu einem demüthigen Friedensschlusse zwingt. Auch mit einem Fremden den er im Circus trifft, bändelt er an, mit einem Herrn mit einer Reitpeitsche in der Hand, „der ich gern zu einer näheren Bekanntschaft mit seinen Ohren verholfen hätte.“ (5. April.) Und vorlaut war er auch in der Schule. So schrieb er auf eine seiner natürlich schlechten Censuren: „Wahrheit und Dichtung.“ (28. Februar.) Und er scheint sich noch darüber zu wundern, daß er deswegen vom Lehrer einen Rüffel bekommt.

Er ist überhaupt ein miserabler Schüler. Er besitzt eigentlich alle Eigenschaften, die einen schlechten Schüler ausmachen. Sein Betragen läßt nahezu Alles zu wünschen übrig. Er betrachtet die Lehrer als seine geschworenen Feinde

und beklagt sich beständig darüber, wie ungerecht er behandelt wird. Wir sprechen immer nur von seiner Breslauer Gymnasialzeit. Wir werden sehen, daß sich das Spiel auf der Handelsschule in Leipzig noch fortsetzt und verschärft. Daß die Lehrer ihm nicht wohlgesinnt sind, ist durchaus erklärlich. Es kann ihnen nicht entgehen, daß ihr Schüler ungewöhnliche Verstandesgaben besitzt, eine leichte Auffassungsgabe, ein ausgezeichnetes Gedächtniß, eine für seine Jahre höchst beachtenswerthe Schärfe des Urtheils. Dem entsprechend sollten auch die Leistungen sein. Diese lassen aber sehr viel zu wünschen übrig. Denn der junge Ferdinand ist namenlos faul. In dem ganzen Tagebuch, in dem er alles Mögliche mit vollkommenster Genauigkeit verzeichnet, findet sich auch nicht eine einzige Andeutung über eine Schularbeit, die er zu Hause gemacht hat. Was er treibt, wenn die Klasse geschlossen ist, werden wir später sehen. Für die Schule arbeitet er jedenfalls nicht. Seine Exercitien erledigt er in der Zeit, die uns beschäftigt, immer in der Klasse selbst, und zwar gewöhnlich in der Stunde, bevor die schriftlichen Arbeiten abgegeben werden müssen. Er findet es ganz selbstverständlich, daß er die Exercitien nicht selber macht, sondern abschreibt, und er ist empört über die Ungefälligkeit eines Mitschülers, der ihm das Heft verweigert. Mit einer drastischen Anschaulichkeit, die in Jedermann eine freundliche Erinnerung an überstandene Schülerleiden auf den Bänken des Gymnasiums

wachrufen wird, schildert er seine Leiden und seine Angst, als der erwartete Succurs ausbleibt. (24. Februar.) Während der Stunde selbst ist er zerstreut, weiß gar nicht, wovon die Rede ist, und als er aufgerufen wird, nimmt er seinem Nachbar ganz ruhig das Buch weg und liest aus diesem ab. Er macht sich auch nicht das geringste Gewissen daraus, wenn es ihm gerade paßt, zu schwänzen. An einem Sonntag hat er sich amüsirt. Dienstag und Mittwoch ist die Schule geschlossen. Da schreibt er am Montag: „Heut will ich nicht erst hingehen. Ich bekam Leibschmerzen." fügt er mit trockener Komik hinzu. (2. März.) Ein andermal geht er zu spät von Hause weg, und um nicht zu spät zu kommen, schwänzt er lieber ganz, sucht einen guten Freund auf, vespert mit diesem, und die jungen Leute spielen Karten. (16. März). Am 19. März schreibt er: „Ich hatte mir schon längst einmal vorgenommen, zu schwänzen, und that es heut." Da sucht er seinen Freund im Geschäft auf und frühstückt mit ihm. Als er zu einer Hochzeit eingeladen ist, schreibt er sich selbst einen Entschuldigungszettel mit der gefälschten Unterschrift seines Vaters, verläßt die Schule schon um zehn Uhr, geht zum Conditor und von da zum Friseur. (23. Januar.)

Und dieser ungezogene Bengel wundert sich darüber, daß er schlechte Zeugnisse bekommt. „Conduiten" wurden diese Zeugnisse auf dem Breslauer Gymnasium genannt. Und da diese nicht nach dem Wunsche des Secundaners ausfielen,

2*

und er unangenehme Auftritte mit seinem heftigen und leicht erregbaren Vater fürchtet, so macht er kurzen Proceß. Er fälscht die Unterschriften seiner Eltern. Zunächst unterschreibt er den Namen seiner Mutter. Und er macht einen recht übelangebrachten Witz, indem er sagt, seine Mutter habe ja Procura. Schließlich fällt dem Lehrer auf, daß seit einer geraumen Zeit niemals der Vater unterschreibt, und er verlangt, daß das nächste Zeugniß unbedingt vom Vater unterschrieben werden solle, sonst werde er mit ihm sprechen. Nun bekommt Ferdinand allerdings einige Angst. Aber mit der ihm eigenthümlichen Freude am Deduciren und Spintisiren macht er sich klar, daß er eigentlich sehr wohl berechtigt sei, auch die Unterschrift seines Vaters in diesem Falle zu fälschen. Denn sein Vater nahm die Geschichte viel zu tragisch. Er würde sich viel mehr über ein schlechtes Zeugniß ärgern, als es die Sache verdiene. Und so macht er sich denn schließlich kein Gewissen daraus, auch den gefälschten Namen seines Vaters unter die Censur zu setzen. Es geht ihm durchaus nicht nahe. Er witzelt darüber sogar in recht unverantwortlicher Weise. „Am andern Tage brachte ich meine Censur vom Vater unterschrieben, nämlich von mir, der ich nach Bedürfniß Vater, Mutter und Sohn bin.“ (28. Februar.) Diese Fälschungen verübt er seit geraumer Zeit mit bedauerlicher Regelmäßigkeit. Schließlich kommt die Geschichte heraus, und sie ist der eigentliche Grund, daß

Ferdinand, der sich auf dem Gymnasium zu Breslau nicht mehr halten kann, den Entschluß faßt, Kaufmann zu werden.

Die Angabe der früheren Biographen Lassalles, daß Ferdinand von seinem Vater zum Kaufmannsstande bestimmt sei, und daß er widerstrebend sich dazu habe gewissermaßen zwingen lassen, wird durch die nachstehenden Aufzeichnungen vollkommen widerlegt. Im Gegentheil, der alte Lassal würde es offenbar lieber sehen, wenn sein Sohn studirte. Aber Ferdinand selbst drängt seinen Vater dazu, ihn aus Breslau fortzunehmen. Er selbst will Kaufmann werden.

In diesem Abschnitt seines Lebens deutet in der That außer einem angeborenen Talente noch nichts darauf hin, daß Ferdinand Lassalle jemals in der Wissenschaft eine Rolle spielen werde. Der Wissensdrang und die Freude an der Arbeit erwachen erst viel später in ihm. Für's Erste erledigt er nothdürftig und unlustig seine Klassenpensa und fast immer in der Schule selbst. Sobald er die Schule verlassen hat, hat er keine andere Sorge, als die langweiligen Lehrstunden zu vergessen. Er geht spaziren, besucht seine Freunde, kneipt in allen möglichen Conditoreien Breslaus herum und spielt wie eine alte Spielratte täglich stundenlang entweder Billard oder Kartenspiele, besonders Onze-et-demi, Ecarté, Sechsundsechzig und mitunter auch Vierfuß. Außerdem lernt er noch Whist in der Zeit. Auch im Schach versucht er sich. Im Billard hat er es schon zu einer bemerkenswerthen

Vollkommenheit gebracht. Er gewinnt beinahe immer. In den nachstehenden Aufzeichnungen haben wir die meisten Angaben des jungen Ferdinand Lassalle über sein Spielconto gestrichen, sie bieten kein Interesse; wir haben nur diejenigen stehen lassen, die uns charakteristisch erscheinen.

Er ist der richtige Bummelfritze. Man sehe nur, was er an einem einzigen Tage leistet. (18. Januar.) Er spielt zunächst sechs Partien Billard mit einem Freunde, von da geht er zum Conditor, von da in eine andere Wirthschaft, wo zwei Boules gespielt werden, darauf spielt er wiederum drei Partien, dann spielt er noch mit einem Andern wenigstens drei Partien, dann geht er nach Hause, spielt mit der Mutter Ecarté und schließlich mit einem Hausfreund noch Onze-et-demi. Und so ähnlich verlaufen alle Sonntage. Aber auch an Wochentagen spielt er sehr oft und, nach dem Quantum der Partien zu urtheilen, sehr lange. Wenn er viel verliert, gelobt er jedesmal Besserung, aber die guten Vorsätze halten nicht lange an.

Für einen Secundaner ist sein Budget ziemlich reich bemessen; seine Ausgaben an Karten- und Billardgeld, an Consum in den verschiedenen öffentlichen Wirthschaften, namentlich in den Conditoreien, und an Spielverlust sind nicht geringe, und er ist sehr oft in Geldverlegenheit. Er sucht seine Finanzen dann wohl auch auf andere Weise aufzubessern.

In jenen kleinen Tauschgeschäften, die allerorten unter den Schülern gang und gäbe sind, bewährt er eine merkwürdige Schlauheit und eine kaufmännische Klugheit, die ihn auch zu jener Carriere, für die er sich zunächst bestimmt hat, besonders zu qualificiren scheint. Er tauscht alles Mögliche, Bücher, Uhren u. s. w., und immer mit Gewinn. Er schachert auch mit seiner Mutter. Er kauft von einem Freunde ein Federmesser für siebeneinhalb Silbergroschen und bietet es seiner Mutter für zehn Silbergroschen an. (29. Februar.) Am Sonntag den 15. März schreibt er freudig auf, daß es ihm gelungen ist, sein Federmesser an Mama zu verkaufen, für zehn Silbergroschen, „zwei gute Groschen Profit."

Ganz scrupulös geht er übrigens in seinen finanziellen Operationen nicht immer zu Werke. Er leiht ein Buch, das er sehr lange behält, und der Besitzer beansprucht dafür vier Groschen. Er hat das Buch an einen gewissen Bamberger weitergeliehen, und diesem Bamberger „preßt" er wirklich die vier Groschen ab, wie er selbst schreibt. „Kern aber," (der Besitzer) fügt er hinzu, „wird einen Stupp in die Zähne bekommen statt vier Groschen." (9. Januar.) Von seinem Vater läßt er sich fünf Silbergroschen für den Pedell geben, giebt diesem aber blos zweieinhalb. (14. Januar.) Der Leihbibliothekar fordert für einen andern lange behaltenen Band wieder Strafgeld. Ferdinand erklärt, daß er durchaus nicht gesonnen sei, dies Strafgeld zu bezahlen. „Auf jeden Fall"

bemerkt er dann, „preßte ich Bamberger wieder vier gute Groschen ab.“ (16. Januar.)

Der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären, wirkt auch hier verhängnißvoll weiter. Die Fälschung der Unterschrift unter den Zeugnissen nöthigt Lassalle, die Wahrheit den Lehrern wie den Eltern gegenüber beständig zu entstellen. Und so geräth er denn in das gewohnheitsmäßige Lügen hinein. Er schreibt also seinem Vetter nach Paris, daß es um die Verlobung mit Friederiken gut stehe, obwohl er von dem Gegentheil überzeugt ist. (10. Januar.)

Die Zusammenstellung der Jugendsünden, die sich Ferdinand als Secundaner zu Schulden kommen läßt, wirkt in unserer Schilderung vielleicht zu stark. Es sind allerdings böse Dummejungenstreiche, die Ferdinand Lassalle verübt. Aber daneben spricht aus den Seiten dieses Tagebuches auch sehr Vieles, das uns durchaus angenehm und freundlich berührt, und daß uns dafür bürgt, daß es sich in der That nur um leichtsinnige Streiche eines ungezogenen Schlingels handelt, nicht aber um wirkliche Gemeinheiten. Seine Herzensfreundschaft mit Isidor Gerstenberg ist rührend, echt und wahr, seine starke Liebe für seine Verwandten, besonders für seinen Vater, lauter wie Gold. Er selbst charakterisirt sich wohl am richtigsten, wenn er schreibt: „Ich weiß nicht, wie es kommt, ich spiele alle Sonnabend Billard, was mir mein Vater doch so streng verboten, unterschreibe mir meine Conduiten, was doch eben=

falls Unrecht ist, und liebe meinen Vater doch bis zur Ekstase, wie ein Kind nur lieben kann. Ich würde freudig mein Leben hingeben, wenn ich ihm nützen könnte, und doch . . . Aber das kommt von meinem Leichtsinn. Im Grunde des Herzens bin ich gut." (14. Januar.)

Ja, er ist gut, aber er ist eben leichtsinnig und vor allen Dingen unglaublich leidenschaftlich. Er hat Recht, wenn er am ersten Tage seiner täglichen Aufzeichnungen von seinem sanguinischen Temperamente spricht. Die Leidenschaft treibt ihn dazu, dem Gedanken des Selbstmordes näher zu treten. Als sein Vater ihn geprügelt hat, will er sich ins Wasser stürzen. (29. Januar.) Und als die Fälschung der Unterschriften herauskommt, schließt er sich in sein Zimmer ein und grübelt wieder über die große Frage des Seins oder Nichtseins (13. April), und nur die Liebe für seine Eltern bestimmt ihn dazu, den Selbstmordgedanken aufzugeben. Gewiß ist viel Pathos der Unreife und jugendliche Uebertreibung dabei, aber als eitel Flunkerei darf es nicht betrachtet werden. Das Tagebuch ist von Anfang bis zu Ende vollkommen ehrlich und aufrichtig, es darf nicht daran gezweifelt werden, daß der leidenschaftliche junge Mensch nach der demüthigenden Strafe und in der Verzweiflung über seine Unthaten als Schüler dem Gedanken, sich das Leben zu nehmen, wirklich nahe getreten ist.

Es ist auch etwas durchaus Ungewöhnliches, daß ein Knabe in dem Alter so leidenschaftlich, so glühend haßt, wie

Ferdinand Lassalle. Und mit dem Gefühl des Hasses empfindet er sogleich auch den herrischen Drang der Wiedervergeltung. Auge um Auge, Zahn um Zahn! Und er leistet fürchterliche Eide, daß er nicht ruhen, nicht rasten werde, bis er sich gerächt habe. In einem Zank mit der Schwester wirft er sich auf die Kniee und schreit mit einem solchen Aufwande von Kraft, daß seine Stimme heiser wird: „Gott, Gott, gieb, daß ich nie diese Stunde vergesse! Schlange mit Deinen Krokodilsthränen, diese Stunde sollst Du bereuen! Bei Gott! ich schwöre es! Und lebt' ich fünfzig, und lebt' ich hundert Jahre, ich will sie auf dem Todtenbette nicht vergessen! Aber Du sollst es auch nicht!" (11. Januar.) Dem Manne, der die Ehre seiner Schwester zu beflecken sucht, ruft er nach: „Fluch auf ihn! Und währte es noch zwanzig Jahre, ich werde zu strafen und die beleidigte Ehre meines geliebten Vaters zu rächen wissen!" (12. Januar.) Als er verzeichnet, daß er in der Schule von einem Lehrer schlecht behandelt sei, schreibt er: „Geduld, Geduld, die Zeit wird kommen!". Von einem Mitschüler, der ihn schadenfroh ansieht, schreibt er: „Dieser Blick hat auch in mir Haß gegen ihn entzündet, Haß, der, bei meinem Wort, lange währen soll, bis er sich gekühlt hat. Ich hasse außer ihm nur noch einen Menschen, und das ist T. (der frühere Bräutigam seiner Schwester). Aber bei Gott! dieser Haß wird ewig dauern! Tod ihm! Elend! Vernichtung werde ich bis zu meinem letzten Augen=

blicke ihm wünschen und, bei Gott! es nicht beim bloßen Wünschen bewenden lassen! Selbst Hand an's Werk gelegt!" Ja, er steigert diese Verwünschungen noch. Mit der alttestamentarischen Wuth einer Deborah erhebt er sich und flucht: „Den schrecklichsten Fluch über mich selbst, wenn ich ruhe, bis ich gerächt, fürchterlich gerächt habe an diesem Hund meine Schwester, meinen Vater! Wenn ich je daran vergesse, will ich verflucht sein, hier und dort. Wenn ich ihm die Leiden nicht zehnfach zurückerstatte, die er meinem Vater, meiner Schwester zugefügt, möge ich verdammt sein! Gott, du hörst es." (8. März.)

Und mit dieser Wiedervergeltung spaßt er durchaus nicht. Er empfindet eine innige Schadenfreude, wenn es seinen Feinden schlecht ergeht. Man glaubt mitunter den Psalmisten zu hören, der die Vernichtung seiner Feinde inbrünstig erfleht. Er jauchzt auf, als er einen Menschen krank geärgert hat. (1. März.)

Als ich diese leidenschaftlichen Stellen las, mußte ich lebhaft desselben Lassalle gedenken, wie ich ihn später, 1864, in Iserlohn auf der Rednerbühne vor den Tausenden der Arbeiter mit erhobener Rechten, mit flammenden Augen dastehen sah und mit fürchterlich donnernder Stimme ausrufen hörte: „Das haben die Bourgeois der Fortschrittspartei für Euch Arbeiter gethan! Schwört mir, schwört, daß Ihr es ihnen gedenken wollt!" Der Mann aus dem Jahre 1864 und der

Mann aus dem Jahre 1840, sie sind in Wahrheit ein und dasselbe Wesen.

Sehen wir uns nun die Umgebung des jungen Ferdinand Lassalle zu Anfang des Jahres 1840 etwas näher an. Ich bin in diesen Angaben über die Breslauer Verhältnisse, Persönlichkeiten und Localitäten, die zum vollen Verständnisse der nachstehenden Blätter unerläßlich sind, und auf die der Leser öfter zurückzugreifen genöthigt sein wird, da ich die Lassalle'schen Aufzeichnungen nicht mit einem Ballast von Fußnoten beschweren möchte, von einem Breslauer Jugendfreund Ferdinand Lassalles in dankenswerthester Weise unterstützt worden.

Lassalles Vater wohnte in dem ihm gehörigen Eckhause der Schloßstraße und des Roßmarktes, an dessen Hinterfront die jetzt zugeschüttete Ohle vorbeifloß. In diesem aus den zwanziger Jahren stammenden Gebäude hatte Lassalles Vater, der ein beträchtliches Engrosgeschäft in Seiden- und Textilwaaren betrieb, einen offenen Laden, in Breslau wie auch in einigen anderen Städten „Gewölbe" genannt, und in diesem Hause wohnte auch die Familie. Der alte Heymann Lassal war eine stattliche, vornehme Erscheinung, groß und kräftig gebaut, mit klugem und angenehmem Gesicht. Er lebte in guten Verhältnissen und erfreute sich eines vortrefflichen Rufes. Er war heftig, bisweilen sogar jähzornig, im Grunde aber ein braver und seinen Sohn zärtlich liebender Vater. Mit der

Mutter, die immer klagte, war das Leben nicht ganz bequem, dazu kam noch, daß Frau Lassal schwerhörig war. Vor Allem war es die Gewohnheit des alten Lassal, jeden Nachmittag in die kaufmännische Ressource zu gehen — es war dies eine gesellige Vereinigung, ähnlich dem Berliner Brüderverein —, die oft zu häuslichen Scenen führte. Friederike, das älteste Kind, war ein schönes, frisches, lebhaftes Mädchen, Ferdinand ein gleichfalls sehr hübscher Bursch, für sein Alter eher groß als klein, von guter Haltung, der Kopf auffallend rund, mit üppigen, dunkelblonden, krausen Haaren, hoher Stirn, gerader Nase und großen, klugen, blauen Augen. Außer den beiden Kindern lebte im Lassal'schen Hause noch eine Waise, Emilie, die halb Familienmitglied, halb Dienstbote gewesen zu sein scheint. Außerdem erfahren wir gelegentlich, daß in dem Hausstande noch eine Schleußerin — bei uns nennt man es Hausmädchen — und eine Köchin beschäftigt sind. Unten im Gewölbe werden die Geschäfte außer vom Vater von dem Commis Orgler besorgt. Als Hausärzte lernen wir die Doctoren Guttentag und Paetzold, einen tüchtigen Chirurgen, kennen.

Die nächsten Anverwandten sind die Familien Friedländer. Der eine Onkel Friedländer und seine Tochter Dorchen verkehren viel im Hause. Sein Sohn, von Lassalle gewöhnlich als „Vetter Ferdinand" bezeichnet, hatte sich mit Friederiken verlobt. Dieser Ferdinand Friedländer, der sich später Chevalier

Friedland nannte, war ein sehr begabter und unternehmender junger Mann. Er hatte mit dem Herzog Descazes eine Reise nach Persien gemacht, Ausgang der dreißiger Jahre. Ohne eine regelrechte polytechnische Bildung genossen zu haben, leistete er doch als Ingenieur sehr Beachtenswerthes. Er war es auch, der die Gasbeleuchtung für Breslau einführte und organisirte. Später zog er nach Prag. Seine Klugheit und sein Geschick wurden überall anerkannt. Er galt auch als ein sehr liebenswürdiger Mensch, und sein Charakter wurde von Niemand bemängelt, aber er stand, man weiß nicht recht, weshalb, im Rufe, ein wenig Abenteurer zu sein. Wir werden sehen, daß Ferdinand, als er seiner Schwester die Verlobung mit dem Vetter ausreden will, das auch gegen diese äußert. Später ändert der junge Ferdinand Lassalle sein Urtheil über den Vetter. Im zweiten Abschnitte werden wir sehen, daß Ferdinand seinen Widerstand vollkommen aufgegeben hat und dem liebenswürdigen, klugen und welterfahrenen Vetter aus Paris das günstigste Zeugniß ausstellt.

Von den Verwandten Lassalles wird endlich noch Tante Burgheim genannt, eine ehrwürdige Matrone.

Die jüdische Gemeinde Breslaus war zu jener Zeit in zwei Lager gespalten. An der Spitze des einen stand der streng orthodoxe, die rituellen Formen mit Starrheit aufrecht erhaltende Oberrabbiner Tictin. Diesem gegenüber wurde von den Freisinnigen der sehr kluge, unterrichtete und des Wortes

in hohem Grade mächtige Rabbiner Dr. Geiger angestellt, der zu den intimsten Freunden des Lassal'schen Hauses gehörte. Die Eltern besuchen an jedem Sabbath den Tempel, in dem Dr. Geiger predigt, und auch der junge Ferdinand begleitet die Eltern oft dahin. Die Geiger'schen Predigten machen auf den jungen Mann einen tiefen Eindruck.

Zu den Hausfreunden gehören noch die Mitglieder der Familie Skutsch, Liebich (Weinhändler), Zadig, Wollheim, von denen Mathilde und Siegfried Wollheim namentlich aufgeführt werden (wohl Geschwister des in Berlin vor einigen Jahren verstorbenen bedeutenden Kohlenhändlers Cäsar Wollheim). Ferner verkehren in dem Hause ein Dr. Shiff, der zur Zeit als Gast in Breslau weilt, und Borchert, ein sehr begabter Mann, der später politisch Carriere macht und auch Abgeordneter wird. Dieser ist es, der eigentlich Lassalles zukünftige Bedeutung zuerst in vollster Klarheit erkennt und die Unvorsichtigkeit begeht, mit dem ganz jungen Menschen darüber offen zu sprechen. Wir machen dort auch die Bekanntschaft mit Brainersdorf, der als witziger galanter Gesellschafter sich in den Kreisen, in denen die Familie Lassal verkehrt, einer großen Beliebtheit erfreut. Ein Freund des Hauses, Barschall, stirbt. (31. Januar.) Ueber zwei Hochzeiten, die Dr. Langendorf'sche (23. Januar) — Dr. Langendorf stammte aus einer angesehenen Kaufmannsfamilie — und die Landsberger'sche (1. März) wird ausführlich berichtet. Landsberger, einer der

drei Socien der Firma S. L. Landsberger, gehörte zu den vornehmsten Kaufleuten Breslaus. Die Firma, deren beide andere Inhaber die Herren Commerzienrath Friedlaender und Ullmann — Schwager von Ferdinand Friedlaender — waren, besaß außer einem beträchtlichen Wollgeschäft erheblichen Grund- und Grubenbesitz in Oberschlesien. Sie steht noch heut in hohem Ansehen. Bei diesen und anderen geselligen Gelegenheiten werden noch sehr viele Familien genannt, über die an dieser Stelle nichts Besonderes zu sagen ist.

Lassalle hatte zunächst das reformirte Gymnasium besucht. Die Gründe, die ihn veranlaßt haben, dasselbe zu verlassen, sind uns nicht bekannt. Sie lassen sich ohne Mühe errathen. Lassalle wird auf dem reformirten Gymnasium ein eben so schlechter Schüler gewesen sein, wie im Magdalenen-Gymnasium, und sich dort eben so wenig wohlgefühlt haben wie hier. Zur Zeit unseres Tagebuches, Januar 1840, war er Secundaner des Magdalenen-Gymnasiums. Die Lehrer dieser Anstalt, die er nennt, und die ohne Ausnahme von dem Schüler wenig freundliche Censuren bekommen, sind der Director Dr. Schönborn, Dr. Tschirner, der wohl sein Ordinarius gewesen sein wird, Rudiger, der französische Lehrer, Hiller und Köcher. Unter den Mitschülern Lassalles finden wir die Namen Köhler, Sohn des Organisten an der Elisabethkirche, der als Gymnasiast ein ganz ungewöhnliches Zeichentalent verrieth, Meitzen, Professor an der Berliner Universität und Geh.

Regierungsrath, Hahn, den früheren Leiter unseres ministeriellen Preßbureaus, Herausgeber der „Provinzial-Correspondenz“ und der Bismarck'schen Reden — dieser Hahn ist im echten Schülersinne Lassalles gehaßtester „Feind“ —, Haber, einen Verwandten von Siegmund Haber, dem bekannten Humoristen, Verfasser des Lustspiels „Ein Stündchen auf dem Comptoir“ und Redacteur des „Ulk“, und Andere.

Lassalles beste Freunde sind die beiden Gerstenberg, die Söhne eines Lotteriecollecteurs. Der ältere, Samuel, war ein ruhiger, tüchtiger Kaufmann, der aus seinem bescheideneren Wirkungskreise nie herausgetreten ist.

Am nächsten Lassalles Herzen steht aber der jüngere Gerstenberg, Isidor, der damals etwa siebzehn Jahr alt war, und für den er die wärmsten Gefühle aufrichtiger Freundschaft empfindet. Dieser Isidor Gerstenberg, der mit großen Verstandesgaben und edlen Charaktereigenschaften ausgestattet war, machte dann auch später eine glänzende Carriere. Von Breslau aus begab er sich nach kurzem Aufenthalt bei seinem Onkel Louis Gerstenberg in Hamburg nach England, blieb einige Zeit in Manchester, und ließ sich dann in London dauernd nieder. Dort erwarb er sich durch seine Tüchtigkeit und seinen Ideenreichthum eine der ausgezeichnetsten kaufmännischen Stellungen. Nachdem er durch den längeren Aufenthalt die Zulassung zum Stockexchange erlangt hatte, gewann er sehr bald das Vertrauen der größten Londoner

Geschäftsleute. Er war der Erste, der die Idee anregte und durchführte, zu gemeinsamem Schutz der Inhaber fremder Werthpapiere, die durch die Unzuverlässigkeit der fremden Regierungen stark gefährdet waren, eine Vereinigung aller Betheiligten zu bilden, um mit vereinten Kräften die Rechte der in ihren Interessen bedrohten Besitzer solcher zweifelhaften Werthpapiere, die Inhaber von Obligationen fremder Staatsschulden, zu schützen. Auf seine Veranlassung und unter seiner regsten Thätigkeit entstand die Gesellschaft der Bondsholders. Diese Coalition sollte mit allen zu Gebote stehenden Mitteln durch die Presse, durch Intervention der diplomatischen Vertreter, durch Delegirte, die von der Gesellschaft eventuell an Ort und Stelle zu senden wären, die Schuld der säumigen Zahler eintreiben oder dafür eventuell andere Werthobjecte, Ueberlassung von Ländereien und dergleichen, durchsetzen, mit einem Worte: das europäische Kapital nach Kräften schützen. Die Idee fand großen Anklang und leistet noch bis zu diesem Augenblick der kaufmännischen Welt die erheblichsten Dienste. Isidor Gerstenberg erhielt den Ehrenposten eines Kanzlers dieser Bondsholders-Gesellschaft. Er selbst gewann bei diesem Unternehmen ein beträchtliches Vermögen. Ebenso waren andere großartige kaufmännische Unternehmungen, an deren Spitze er stand, für ihn in hohem Grade gewinnbringend. Er war es unter Anderm, der die erste telegraphische Verbindung zwischen England und dem Continent, das Kabel

zwischen Dover und Calais, herstellte. Das Vermögen, das er sich durch seine großartige kaufmännische Veranlagung und seinen Unternehmungssinn erworben hatte, wurde auf etwa eine Million Pfund Sterling geschätzt. Einem Freunde erzählte er einst lächelnd, daß er in Ecuador Ländereien im Umfange von 2700 Quadratmeilen besitze, die er für eine schlechte Schuld übernommen hatte. Isidor Gerstenberg besaß auf allen Gebieten ein umfassendes Wissen. Er war Autodidakt im besten Sinne des Wortes. Er verkehrte in London mit der ausgewähltesten Gesellschaft. Auch Lothar Bucher, der damals als Correspondent der „National-Zeitung" in London lebte, gehörte zu Gerstenbergs intimem Verkehr. Wahrscheinlich hat Gerstenberg die Bekanntschaft Buchers mit Lassalle vermittelt. Wir wissen, wie sich diese beiden bedeutenden Männer später näherten, und besitzen in dem meisterhaftesten Pamphlet der neueren Zeit „Julian Schmidt, der Literarhistoriker" ein dauerndes Zeugniß dieser geistigen Eintracht. Auch Ferdinand Freiligrath war ein intimer Freund Isidor Gerstenbergs. Von Allen, die ihn näher kennen, wird Isidor Gerstenberg als ein großartiger kaufmännischer Kopf, als ein ideenreicher solider, mit der Macht des Kapitals ausgestatteter Großkaufmann bezeichnet, als ein Unternehmer im größten Stil, kühn und dabei doch ruhig, muthig und besonnen.

Isidor Gerstenberg hatte ein tragisches Ende. Bei

einem seiner bedeutenden Unternehmen hatte er erhebliche Verluste erlitten. Er war emsig beschäftigt, diese Schäden möglichst zu verringern und zu erhalten, was zu erhalten war. Da brach in einer seiner Fabriken eine Explosion aus, die ihn zwar selbst nicht beschädigte, aber die Ausdünstungen, die er einathmete, machten ihn zeitweilig leidend. Sein Kopf war benommen, seine Athmungswerkzeuge hatten gelitten. Um Genesung von seinem Leiden zu suchen, wollte er sich — es war im Jahre 1876 — nach einem Kurort begeben. Bei der nächtlichen Ueberfahrt von Dover nach Calais fühlte er sich in der Cajüte nicht wohl, ging auf Deck und spazierte dort auf und ab. Dabei hatte er das Unglück, in den durch einen unverzeihlichen Leichtsinn oben nicht geschlossenen und nicht beleuchteten Maschinenraum zu stürzen, wo er von den eisernen Armen gepackt und zerquetscht wurde. Freilich wollte die Gesellschaft, um den Vorwurf des frevelhaften Leichtsinns von sich abzuwälzen, die Behauptung aufstellen, Gerstenberg sei nicht bei Sinnen gewesen. Aber die Aussage der glaubwürdigen Zeugen lassen das Gegentheil mit Bestimmtheit annehmen, und festgestellt ist, daß der Maschinenraum finster und daß die Oeffnung nicht vergittert war. Isidor Gerstenberg hinterließ bei seinem Tode ein Vermögen, das freilich nicht ganz so bedeutend war, wie man geglaubt hatte, aber das immerhin noch ein sehr beträchtliches genannt werden darf, etwa zehn Millionen Mark. Auch nach den Auf-

zeichnungen des jungen Ferdinand Lassalle erscheint der damals noch blutjunge Isidor Gerstenberg als ein durch und durch sympathischer und liebenswürdiger Mensch.

Mit ihm und anderen Freunden besucht Lassalle regelmäßig und natürlich verbotener Weise wohl so ziemlich alle Conditoreien und Kneipen Breslaus des Jahres 1840. Da lernen wir kennen „das Häsel", die Wirthschaften und Conditoreien von Hesse, Kastner, Manatschal, Orlandi, Klosse. Da wird auch mehrfach das Etablissement von Kroll genannt, das der junge Ferdinand mit seinen Eltern und den Freunden seiner Familie besucht, ein großartiges Glashaus mit Vergnügungsgarten. Auch von der Restauration, in der der Rheinländer Hüther die damals noch sehr seltenen Austern nach Breslau brachte, ist die Rede.

Der mehrfach genannte Kern ist Buchhändler und in einer Leihbibliothek angestellt.

Für Diejenigen, die Breslau nicht kennen, ist noch zu bemerken, daß das einigemal erwähnte Kleinburg, das jetzt eine zum Stadtbezirk gehörige Vorstadt ist, damals noch von der Stadt durch eine drei Viertelstunden lange Chaussee getrennt war. Klettendorf liegt eine Viertelmeile hinter Kleinburg.

Der erste Abschnitt des Tagebuchs, 1. Januar bis Mitte April, den wir „Schüler-Leid und -Lust in Breslau" überschrieben haben, ist zwar der weniger bedeutende, aber er hat

immerhin für die Kenntniß des Lebens und Wesens Ferdinand Lassalles eine nicht zu unterschätzende Wichtigkeit. Er zeigt uns, wie dem Breslauer Secundaner durch allerhand dumme Streiche das fernere Verbleiben auf dem Gymnasium unerträglich wird, und welche besonderen Thatsachen ihn dazu veranlassen, seinen Vater dringend zu bitten, ihn von der Lateinschule wegzunehmen und ihn Kaufmann werden zu lassen. Für die Kenntniß der äußeren Lebensumstände des jungen Lassalle und seines Charakters sind diese Blätter in hohem Grade bezeichnend. Ihren vollen Werth erlangen sie indessen erst im Zusammenhang mit dem zweiten Abschnitt, in dem die Frage, wie sich die Zukunft gestalten werde, die im ersten Abschnitte sich nur schüchtern regt und nur unbewußt zum Ausdruck gelangt, mit Klarheit und Entschiedenheit an den jungen Mann herantritt und energisch beantwortet wird. Allen diesen Seiten, den in Breslau, wie den in Leipzig geschriebenen, ist Eines gemeinsam: die vollkommene, mitunter die Brutalität streifende Aufrichtigkeit. Diese schonungslose Ehrlichkeit dünkt uns die vornehmste Eigenschaft dieser Aufzeichnungen zu sein. Um ihretwillen sehen wir dem jugendlichen Strick, der sein Programm, sich selbst gegenüber wahr zu sein, mit eiserner Consequenz durchführt, so Manches nach, was unter heuchlerischer Beschönigung unverzeihlich sein würde.

In diesen Selbstbekenntnissen eines ungewöhnlich gescheidten Jungen zeigt sich der Zwiespalt während seines

Werdeprocesses im reizvollsten Lichte. Auf der einen Seite haben wir es mit einem richtigen Kinde zu thun, mit kindlichen Unarten, kindlichem Uebermuth und kindlichem Schmerz. Auf der andern Seite glauben wir beinahe schon einem Manne gegenüberzustehen, der unheimlich fertig ist, von dem sich Erwachsene Rath erbitten, der in den wichtigsten Familienfragen seine Stimme erhebt, der im zweiten Abschnitt nach allerlei seelischen Schwankungen schließlich zielbewußt das Programm seiner Zukunft aufstellt, der als noch nicht Sechzehnjähriger durch den dunklen Drang, der ihn ganz beherrscht, mit Gewalt schon nach jener Richtung hingetrieben wird, die er später mit klarer Erkenntniß einschlägt, der sich als Kämpfer, Redner, Agitator fühlt und ohne besondere Mühe, wie es scheint, seinen vertrauenden Vater dazu bestimmt, ihm zu gestatten, sich auf diese Thätigkeit, die er als seine Lebensaufgabe betrachtet, wissenschaftlich vorzubereiten. Ob es nun gerade der rechte Weg ist, das soll hier nicht entschieden werden. Die durchdringende Schärfe des Verstandes, die vollkommene Rücksichtslosigkeit, der leidenschaftliche Haß gegen alle diejenigen, die ihm entgegenstehen, der feste Entschluß, da, wo Ueberredung nichts hilft, zur Gewalt zu greifen, — all' diese Eigenthümlichkeiten finden schon in diesen intimen Aufzeichnungen des knabenhaften Jünglings einen erstaunlich charakteristischen Ausdruck.

Am wohlthuendsten berührt im Gegensatz zu diesen Härten

und Schärfen das innige und herzliche Verhältniß, das ihn an seine Verwandten knüpft. Mit seiner Schwester Friederike steht er zwar zunächst im elterlichen Hause nicht auf gutem Fuß, aber die Beziehungen bessern sich mit der Zeit immer mehr, und sobald von außen her seiner Schwester Unannehmlichkeiten drohen, tritt er mit der leidenschaftlichen brüderlichen Liebe unbedingt für sie ein. Er ist keineswegs blind für die Schwächen seiner Eltern, aber immer und überall kommt das kindliche Gefühl der Unterordnung, auch da, wo sein Verstand mit den Anordnungen seiner Eltern nicht einverstanden ist, — eine tiefe und wahre Pietät und eine zärtliche echte Kindesliebe zum Durchbruch. Besonders im zweiten Abschnitt, da er fern von den Seinen weilt, wird ihm bewußt, wie er mit allen Fasern seines Seins mit den Seinigen unlösbar verbunden ist. Und wenn er seines herzensguten Vaters gedenkt, findet er nicht genug Worte überschwänglicher Dankbarkeit.

In dem ersten Abschnitt, mit dem wir uns zunächst zu beschäftigen haben, wird der junge Secundaner von den selbstverschuldeten Schulsorgen und von dem innigsten Verlangen, möglichst bald aus der unleidlichen Situation herauszukommen, fast ausschließlich beherrscht. Er hat keine Zeit und keine Lust, sich währenddem um seine Zukunft zu kümmern. Während seiner Breslauer Secundanerzeit sinnt er über nichts Anderes, als wie er den Obliegenheiten der Schule

sich möglichst entziehen könne, und wenn er nicht mit seinen Eltern an gesellschaftlichen Zerstreuungen betheiligt wird, sucht er die Gesellschaft seiner Freunde auf, um mit ihnen zu bummeln, Karten und Billard zu spielen.

Es erübrigt uns noch ein Wort über die Art und Weise, wie wir die Aufzeichnungen des jungen Lassalle für die Oeffentlichkeit benutzt haben. Selbstverständlich haben wir nicht den geringsten Zusatz zum Texte gemacht, dagegen haben wir vieles Gleichgültige, namentlich die genauen Angaben über sein Gewinn- und Verlustconto im Spiel, gestrichen, an zwei oder drei Stellen unzulässige Derbheiten im Ausdruck durch sinnentsprechende Umschreibungen gemildert, und die Namen einiger Personen, über die Lassalle sich mit ungewöhnlicher Härte ausspricht, beseitigt, beziehentlich durch einen Buchstaben bezeichnet. Daß das Tagebuch Lassalles vollkommen authentisch, daß es von der ersten bis zur letzten Seite von seiner eigenen Hand geschrieben ist, unterliegt nicht dem geringsten Zweifel.

P. L.

Schüler-Leid und -Lust in Breslau.

Januar bis Mitte April 1840.

Vorliegende Blätter sind bestimmt, alle meine Handlungen, meine Fehler, meine guten Thaten aufzunehmen. Ich will mit der größten Gewissenhaftigkeit und Aufrichtigkeit in ihnen nicht nur das aufzeichnen, was ich that, sondern auch die Motive dieser Handlungen angeben. Für jeden Menschen ist es sehr wünschenswerth, seinen eigenen Charakter kennen zu lernen. Und wie man in einem Roman aus den Handlungen und Gesprächen der verschiedenen Personen auch ihren Charakter kennen lernen kann, so kann auch wohl Jeder, der sein Tagebuch aufmerksam und ohne daß ihn die Eigenliebe verblendet — wenn er anders sich mit Gerechtigkeit und streng geschildert hat — durchliest, hieraus sich selbst kennen lernen. Und wenn ich eine ungerechte That verübt habe, werde ich dann nicht erröthen, wenn ich sie hier aufzeichne? Und werde ich nicht noch mehr erröthen, wenn ich sie später überlese? Dieses doppelten moralischen Zweckes willen, wie auch wohl deswegen, weil es Vergnügen gewährt, wenn man

nach Jahren liest und sich in's Gedächtniß zurückruft, was man vor Jahren genossen oder erlitten hat, habe ich es unternommen, ein Tagebuch zu schreiben.

1. Januar 1840. Ferdinand Lassal.

Motto: Wahrheit? Wie? Nach Wahrheit
Streb' ich ja allein!
(Schiller.)

Mittwoch, 1. Januar 1840.

Nach einer halb durchjubelten Nacht stand ich um acht Uhr Morgens fidel wie immer auf. Ich zog mich an und ging zu Isidor Gerstenberg in das Gewölbe. Dieser, dem ich meine Geldnoth klagte — ich hatte Sylvester all' mein Geld bis auf fünf Silbergroschen verspielt —, bot mir an, mir zu borgen. Allein ich schlug dies aus. Darauf ging ich zu Manatschal frühstücken, verzehrte drei Silbergroschen und las das „Journal des Débats." Vorher war ich mit Hein zu Hesse gegangen, um Billard zu spielen, konnte dies aber nicht, da es während der Kirche nicht erlaubt ist. Von Manatschal ging ich nach Hause und von da zu Samuel Gerstenberg in sein Logis. Er war soeben aufgestanden, kleidete sich an und ging mit mir ins „Häsel" Billard spielen. Wir spielten Beide sehr schlecht, und die Partien dauerten lange. Einige anwesende ausgezeichnete Spieler wurden hierüber ungeduldig und bespöttelten unser Spiel, so

daß ich mich genirte und blos zwei Partien spielte, die ich beide gewann. Darauf sah ich dem Spielen der Anderen zu. Der Eine besonders spielte wirklich ausgezeichnet. Er schien mir ein solcher zu sein, dessen Gewerbe Billardspielen ist. Er parirte meist auf einzelne Bälle und spielte fast immer um Geld. Er war ein Christ und eben nicht aus den oberen Ständen. Er bot Samuel eine Partie um vier gute Groschen an, wobei er ihm vierzig vorgeben wollte. Ich sagte nun Samueln, ich wolle für ihn auf sein Risico spielen. Samuel wollte mich dazu permoviren, zwei gute Groschen dazu zu geben, aber umsonst. Ich blieb fest. Endlich vereinigten wir uns dahin, daß ich mit jenem Spieler um zwei gute Groschen spielen wollte, wozu Samuel die Hälfte gab. Die erste Partie verlor ich, die zweite, dritte und vierte gewann ich. Nun wollte ich aufhören, trotz allem Schreien und Lärmen meines Gegners. Ich hatte ungern die erste Partie gespielt — denn es war gegen meine Grundsätze — und wollte nun nicht weiter. Denn wenn ich auch noch gern Billard spiele, so ist es mir doch nicht mehr Leidenschaft. Mein Gegner aber, der vier Groschen verloren hatte, verlangte durchaus, ich sollte um diese vier Groschen mit ihm spielen. Ich weigerte mich, gab aber nach, als auch Samuel mir zuredete, machte aber vorher aus, daß ich nun die letzte Partie spielte. Ich gewann, theilte meine acht gute Groschen mit Samuel und ging, meinen sich ungemein ärgernden

Gegner verlachend, davon, verabredete noch, daß ich um zwei Uhr in Gerstenbergs Wohnung kommen sollte. Darauf borgte ich mir von Isidor acht gute Groschen, um den Nachmittag Geld zu haben, und ging nach Hause. Es war zwölfeinhalb Uhr. Auf der Treppe begegnete ich dem Rabbiner Geiger. Oben war Skutsch mit der Tochter. Mein Vater fragte mich, warum ich zu spät käme, und ich verfügte mich in meine Stube. Hier sah ich einen Jaromir*) und dieses Buch liegen. Leicht errieth ich, daß Beides für mich wäre. Ich hatte gegen meinen Vater den Wunsch geäußert, einen Shlips zu bekommen, und mein Vater hatte mir einen Jaromir gekauft, da er glaubte, daß ich mir einen solchen wünschte. Ich nahm mir aber vor, meinen Vater nicht auf diesen Irrthum aufmerksam zu machen. Sein Zweck war doch, mich zu erfreuen durch die Realisirung meines Wunsches, und ich bin viel zu zartfühlend, als daß ich hätte sagen können: „Mein Vater, Du irrst Dich, ein solches Tuch erfreut mich nicht.“ Ich ähnele hierin nicht meiner Mutter. Ueberhaupt war ich gerührt von der Güte meines Vaters, um so mehr, als ich eben vom Billardspielen kam,

---

*) Jaromir wurde ein breiter shawlartiger Kopfschutz genannt, der Ohren und Hals bedeckte. In dieser Vermummung erschien der Darsteller des Räuber Jaromir in Grillparzers „Ahnfrau“, und von diesem erhielt das Cachenez seinen Namen.

das er mir doch verboten hatte. Aber warum spiele ich denn Billard?

Ich habe den Fehler, den Befehlen, die mir mein Vater giebt, nicht blindlings zu gehorchen, was wohl besser wäre, sondern erst über sie nachzudenken und mich zu befragen: warum befiehlt mir mein Vater dies? So bin ich also zu dem Resultat gekommen: mein Vater hat wohl nichts dagegen, wenn ich in einer müßigen Stunde eine Partie spiele, aber er verbot es mir gänzlich, damit es mir nicht — was bei meinem sanguinischen Temperamente zu vermuthen war — zur Leidenschaft wurde. Früher übertrat ich das Verbot, weil mir das Spiel Leidenschaft war. Jetzt ist es mir aber nicht mehr Leidenschaft und kann es nie mehr werden, da außer der Liebe nie eine und dieselbe Leidenschaft zweimal das Herz eines Menschen zerreißt. Folglich kann ich spielen, ohne den Sinn des väterlichen Gebotes zu übertreten; denn ich halte viel auf jenen Ausspruch:

Der Buchstabe tödtet,
Der Geist macht lebendig.

Wenn ich also bei jenem Verbote den Buchstaben übertrete, so übertrete ich doch nicht den Geist, den eigentlichen Sinn, das, was mein Vater bezwecken wollte. Ob ich hieran Unrecht thue oder nicht, weiß ich nicht. Doch genug hiervon.

Beim Mittagessen erzählte ich dem Vater, daß ich das „Journal des Débats“ gelesen hatte. Er fragte mich:

„Wo?“ und als ich antwortete: „Bei Manatschal“, so sagte er mir: es schicke sich noch nicht für mich, zum Conditor zu gehen. Nach dem Essen schickte mich mein Vater mit fünfzig Thalern zum Dr. Guttentag. Dieser war äußerst freundlich und unterhielt sich lange mit mir.

Abends ging ich mit Isidor und einer ganzen Suite zu Hesse, wo wir zwei Boules spielten, von denen ich eine gewann. Später spielten wir noch Onze-et-demi bei Gerstenbergs. Ich gewann.

Donnerstag, 2. Januar.

Vormittag fiel nichts Bedeutendes vor. Nachmittags hatte die Mutter Herrn und Fräulein Skutsch, Madame N. und Cousine Dorchen aufgefordert, zu Kroll zu kommen. Später sollte man bei uns soupiren. Die Gäste versammelten sich um zwei. Auch Dr. Shiff kam. Ich zog mich an und ging in das Versammlungszimmer. „Dr. Shiff“, sagte ich leise zu ihm, „wie gefällt Ihnen Madame N?“ „Ausgezeichnet! O, wenn ich bei der ankommen könnte . . .“ „Nichts leichter als das“, erwiderte ich. „Ich will Ihnen, was durchaus nöthig ist, die näheren Details mittheilen, dann probiren Sie frischweg.

Komm den Weibern sanft entgegen,
Du gewinnst sie, auf mein Wort!

Doch wer kühn ist und verwegen,
Kommt gewiß noch besser fort."*)

So recitirte ich fast laut und fuhr dann leiser fort: „Ich glaube, diese Festung wird am besten mit Sturm genommen.

„Du bist ein Engel!" rief der Doctor, schleppte mich zu Madame N. und fing nun dort an, sich liebenswürdig zu machen.

Man fuhr zu Kroll. Gegen sechs Uhr kam man zurück und ging in die Vorderstube, wo der Tisch gedeckt stand. Auf allgemeines Verlangen ging Dr. Shiff zum Klavier. Bis dahin hatte ich noch gar nicht geglänzt, mir auch noch nichts mit Madame N. zu thun gemacht, weil ich sehr große Zahnschmerzen hatte. Als man aber zum Souper ging, Madame N. sich auf's Sopha setzte, Shiff seinen Stuhl hart

*) Lassalle citirt fast immer ungenau — eine Unart, die er auch im reiferen Alter nicht abgelegt hat. Die Worte eines „Erfahrenen" aus dem Musen-Almanach lauten:

„Geh' den Weibern zart entgegen,
Du gewinnst sie, auf mein Wort.
Und wer rasch ist und verwegen,
Kommt vielleicht noch besser fort."

Die eigentliche Pointe hat Lassalle weggelassen. Sie lautet:

„Doch wem wenig dran gelegen
Scheinet, ob er reizt und rührt,
Der beleidigt, der verführt."

an's Sopha rückte, so setzte ich mich zur andern Seite der N. auf's Kanapee, indem ich selbst aufforderte, diese Ungebühr zu bemerken. Nun nahmen wir — Shiff und ich — die N. in's Kreuzfeuer. Der Doctor ist geistreich, also gegen diese Seite konnte sie nichts ausrichten. Ich sprach auch an diesem Abend gut. Shiff hörte mir, wenn ich redete, minutenlang zu und sagte dann: „Ferdinand, Du bist gar nicht bitter." Er sagte dies aber so langsam und ernst, daß er es wirklich zu glauben schien.

Madame N. brach nun in eine Wuth von Complimenten gegen mich aus. Später drehte sich Shiff gegen meine Schwester und sagte zu ihr: „Ihr Bruder ist geistreich, und dies sehr." „Wer zweifelt daran?" erwiderte sie prätentiös.

Plötzlich sagte Shiff zur N.: „Madame, ich hätte Sie als Braut sehen mögen!" „Ich bin so glücklich gewesen, Doctor!" rief ich begeistert aus. „Und nie werde ich den Augenblick vergessen, als Madame zur Trauung schritt. Denken Sie sich dies seelenvolle Auge halb geöffnet, halb zu Boden geschlagen, mit den Thränen ringend, die es zu verdunkeln drohten, ein Myrtenkranz im bräutlichen Haar, ein rauschendes weißes Atlasgewand um diese reizenden Glieder . . ."

„Genug, mein Sohn, Du wirst zu poetisch," rief mein Vater halb scherzend, halb mißfällig. Madame drückte mir fast zu zärtlich die Hand, und der Gedanke stieg in mir

auf: Wäre ich doch schon zwanzig Jahre alt! „Ich gäb' ich weiß nicht was darum, wenn ich die Gunst dieses Weibes erringen könnte!" rief der Doctor, vom Tische aufspringend, mir zu. „Ha!" lächelte ich. „Wäre ich nur etwas älter! . . ." „Aber rathe mir, mein Engel!" rief er.

„Hören Sie. Sie begleiten die N. nach Hause und fragen auf dem Wege um Erlaubniß, ob Sie morgen sie besuchen dürfen. Sie wird es Ihnen nicht abschlagen. Dann gehen Sie morgen zu ihr. Ihr Mann verreist, ihr Schwager ist im Geschäft — wahrscheinlich ist sie allein. Und dann muthig voran! Ich wette Monsier, vous serez à plaindre . . ."

Abends, als Madame N. heimeilen wollte, hatte sich M. Lachs ihr durch meine Schwester zum Begleiter anbieten lassen und war natürlich angenommen. Shiff ging auf meinen Rath dennoch mit. Ich will gleich den weiteren Verlauf des Unternehmens hier mittheilen. Shiff wollte sie wegen Lachs' Anwesenheit nicht um Erlaubniß, sie zu besuchen, bitten, besuchte sie aber dennoch am andern Tage. Unglücklicher Weise war die Schwägerin da. Bei uns erzählte man, daß die N. sich sehr über die Zudringlichkeit des Shiff gewundert habe. Da ich es aus zwei Quellen gehört habe, halte ich es für wahr. Doch erkläre ich es mir so: die N. wird etwas freundlich gegen Shiff gewesen sein, darüber wird die Schwägerin sie nachher in Lachs' Gegenwart aufgezogen haben, und sie mag, um sich zu rechtfertigen, auf Shiff raisonnirt haben.

Schiff erzählte mir auch, daß sie gegen ihn sehr freundlich war. Er ließ sich melden, ob er genehm wäre, und sie kam selbst bis auf den Flur und nöthigte ihn zum Wiederkommen. Als Schiff aber ihre Aeußerungen von mir hörte, beschloß er, darüber beleidigt, sie nicht zu besuchen. Wäre das nicht, so wäre Monsieur N. wohl schon zu beklagen.

Freitag, 3. Januar.

Die Nacht hatte ich in wüthendem Zahnschmerz durchrast. Morgens ließ ich mir den Zahn ziehen. Ein heftiges Fieber rüttelte mich. Ich mußte mich zu Bett legen. Dr. Guttentag verordnete mir Medizin.

Sonnabend, 4. Januar.

Ich konnte meiner Krankheit wegen nicht die Rede des Dr. Geiger anhören. Ueberhaupt fiel die ganzen Tage meiner Krankheit nichts Bedeutendes vor, als daß ich erkannte, daß meine guten, guten Eltern mich lieben, immerfort Ecarté spielte und mir meine Mutter einen Ducaten zum Verbrauch schenkte.

Sonntag, 5. Januar.

Mein Freund Isidor besucht mich. Er ist mir wahrlich der liebste von meinen Bekannten. Während die Anderen alle blos sogenannte gute Freunde sind, ist er mein Freund. Ich äußerte dies auch gegen meinen Vater. „Sieh," sagte

ich zu ihm, „ob Einer sich um mich bekümmert? Wirklich, Isidor liebt mich und ich ihn.“

Montag, 6. Januar.

Ich schickte in die Schule, meine Abwesenheit zu entschuldigen, und übersandte das Schulgeld.

Mittwoch, 8. Januar.

Daß doch meine Mutter, die sonst so gut ist, die Untugend nicht ablegt, zu keifen und zu zanken. Sie macht damit meinen geliebten Vater und sich selbst unglücklich. Wegen eines Stückchen Bandes kann sie sich zanken. O lieber Gott, gieb doch, daß endlich Ruhe bei uns einkehre, Ruhe und Frieden!

Es kam Brief von Ferdinand.*)

Donnerstag, 9. Januar.

Ich stand aus dem Bett auf.. Bamberger kam mich zu besuchen. Isidor hat mir gesagt, daß Kern noch vier Groschen fordere, weil ich St. Roche**) so lange behalte, und B. hat den ersten Band gelesen. Auf jeden Fall preßte ich B. die vier Groschen ab. Kern wird aber wahrscheinlich einen Stupp in die Zähne bekommen, statt vier Grochen.

---

*) Der nachmalige Gatte der Schwester Ferdinand Lassalles.

**) „St. Roche“, ein damals viel gelesener Roman von Henriette von Paalzow.

Nachmittag spielte ich mit Onkel Friedländer zwei Partien Schach und gewann vier gute Groschen. Auch gut. Während mein Körper schwach ist, wird meine Börse gestärkt. Aber ich fürchte, daß mit dem Zunehmen meines Körpers meine Börse abnehmen wird.

Abends sprach ich mit Vater von Dr. S., der noch immer in Breslau ist, und dies, wie mein Vater glaubt, weil er die Rechnung seines Wirthes nicht bezahlen kann. „Mein Sohn," sagte der Vater bei dieser Gelegenheit, „ein Mann, der wie S. in der Nacht noch Hüther zwingt, zu öffnen, damit er Austern essen kann, an dem ist nichts." Ich schwieg, dachte aber: O mein Vater,

Austern essen ist so übel nicht.

Mein Vater nennt dies Leben ein lüderliches. Nun hätte ich aber Behagen an einem solchen lüderlichen Leben.

Freitag, 10. Januar.

Zufällig erzählte meine Mutter früh, daß sie einmal das große Loos in der kleinen Lotterie gewonnen und es vorher geahnt habe. Ich sagte nun, daß ich mit Isidor in die Lotterie setzen wolle, und daß es mich ahne, ich würde gewinnen. Und wirklich bin ich so thöricht, dies fast mit Bestimmtheit zu glauben.

Ich schrieb einige Grüße an Ferdinand von seinem „lieben Schwager," wie ich mich ausdrückte, und benach-

richtigte ihn von dem Steigen seiner Actien, obwohl ich eher das Gegentheil davon glaube.

Nachmittags wollte Friederieke zur Tante Friedländer gehen. Da sie aber erst am vorigen Abend gegen den Willen der Mutter dort gewesen war, so wollte es diese und auch der Vater nicht erlauben. Darüber verdrießlich legte sie sich ins Bett. Bald darauf kam S. und erzählte mir, daß er von Riekchen beleidigt worden sei, da sie Mittwochs, eben als sie zu Kroll fuhren, auf seinen Gruß nicht gedankt und seine Anrede nicht erwidert habe. Ferner sagte er mir, daß er mit einem Recensenten Otto Weidemann, der ihn verleumdet, sich auf Pistolen geschlagen habe, daß aber Keiner verwundet sei. Darauf schickte er zu Riekchen: „sie möchte aufstehen und hineinkommen.“ Und siehe da . . . sie that es. Der Abend verging, ohne daß etwas vorfiel. Er sollte einem schrecklichen Morgen Platz machen.

Sonnabend, 11. Januar.

Meine Feder schaudert zurück, da sie die Scenen dieses Morgens beschreiben soll. Aber ich habe mir Wahrheit gelobt.

Schon beim Kaffeetrinken, als meine Mutter wiederholt darauf aufmerksam machte, daß Riekchen S.'s wegen so schnell aufgestanden sei, rief mein Vater unwillig: „Schon genug, schon genug!“

Man räumte auf. Plötzlich erhob sich in der Hinterstube ein Lärm. Emilie hatte wieder den Schrank, in welchem die silbernen Leuchter, einige Weben Leinwand u. s. w. liegen, offen stehen lassen. Meine Mutter kam in die Stube und wurde von gerechtem Unwillen ergriffen. Sie rief Emilien: „Schon wieder läßt Du den Schrank auf!" und gab ihr, worin sie vielleicht zu weit ging, eine Ohrfeige. Emilie weinte und plärrte und suchte sich zu entschuldigen. Auf den Lärm eilte meine Schwester hinein.

„Ach!" jammerte das dumme und, wie ich seit jenem Tage bestimmt weiß, falsche Thier, „die Madame ohrfeigt mich so."

Meiner Schwester kam dies gelegen. Noch kochte die Wuth in ihr, daß sie nicht Tags vorher zu Friedländers gehen konnte. Sie überhäufte die Mutter mit Vorwürfen. Der Lärm vervielfachte sich. Ich stürzte hinein, riß meine Schwester weg und zog sie in die andere Stube. Hier, in Gegenwart meines Vaters sprach sie: „Ach, Du bist unbarmherzig. Emilie will fort, sie will durchaus fort."

„Nun," entgegnete ich, „meine Mutter befiehlt ja, sie soll noch heute fort."

„Dummer Junge!" rief mein Vater. „Hat man sie denn auf der Straße gefunden? Man muß mit dem Vormund sprechen." Meine Schwester eilte wieder herein. „Du bleibst hier!" herrschte mir mein Vater zu.

Drinnen benahm sich, wie ich später hörte, meine Schwester sehr schlecht.

„Du willst eine Waise schlagen?“ rief sie wiederholt. „Du?“

Mein Vater kam auch dazu, wurde sehr hitzig, ja er ging so weit, daß er meine Mutter bei der Hand faßte. „Ich lasse in meinem Hause keine Waise schlagen!“ donnerte er und ging wüthend heraus.

Er ging mit meiner Schwester zu Geigers Predigt. Meine Mutter blieb weinend bei mir, dem Weinenden zurück. Ich war erbittert gegen meine Schwester, ja sogar gegen meinen Vater, denn er war offenbar zu weit gegangen. Ich tröstete meine Mutter.

„Ach!“ jammerte meine Mutter, „Vaters Benehmen kränkt mich nicht einmal so, als das meines eigenen Kindes!“ Nun war ich in meinem Zorn gegen meine Schwester so unzart, meiner Mutter Vorwürfe zu machen, daß sie in der Sache mit T.*) so sehr Partei für Riekchen genommen und Vater und mich so viele Monden durch, durch Bitten, Zanken und Vorwürfe, unglücklich gemacht habe. Ich redete ihr darauf gut zu und gab ihr auch Verhaltungsmaßregeln:

---

*) Der noch vielgenannte T. scheint sich um Ferdinands Schwester beworben zu haben. Aus der Verlobung wurde nichts. T. benahm sich gegen die Familie Lassalles überaus unzart. Ferdinand haßte diesen T. fanatisch.

sie möchte doch sieben gerade sein lassen und besonders in Vaters Gegenwart weder Riekchen, noch Emilie, noch die Köchin ausmachen. Ach! wenn doch die Mutter dies thäte, wie viel Unannehmlichkeiten würden erspart werden.

Der Vater kam nach Hause. Er war aber schon beruhigt. Darauf kam Riekchen, und Vater ging ins Gewölbe. Nun fing Mutter an und wollte mit Riekchen den Tanz beginnen; jedoch bewog ich sie, ruhig zu sein, da ich fürchtete, der Vater würde bald heraufkommen, und es würde eine neue Scene sein, wenn er Mutter im Streit mit Riekchen begriffen fände. Blos durch diese Worte machte ich meinem erbitterten Gefühle Luft: „Das glaube mir, ein Kind, welches es so weit bringt, daß zwischen den Eltern von Scheidung die Rede ist, dem kann es nicht gut gehen."

Sie suchte sich zu vertheidigen, sprach aber dabei sehr übel, oder hart vielmehr, von der Mutter. „Geh, geh!" sagte ich, indem ich sie beim Arm ergriff und — doch von Drücken war die entfernteste Idee nicht — der Thür zuwandte. Nun war sie gegen mich erbittert, da sie sich von der Richtigkeit meiner Vorwürfe getroffen fühlte. Schnell also ergriff sie diesen Vorwand und, ihre Verstellungskunst zu Hilfe nehmend, begann sie ein heftiges Geschrei, preßte Thränen aus den Augen und rief: „Wie, Du wagst es, mich, Deine Schwester, schlagen zu wollen?" Bei diesen Worten drang sie auf mich ein und schlug nach mir. Ich

wollte den Schlag erwidern, aber meine Mutter verhinderte mich daran. Meine Schwester jedoch lief in die Vorstube, warf sich auf einen Stuhl und schrie und weinte, als hätte ich sie massacrirt. Da erfaßte mich namenlose Wuth. Ich sah, worauf Alles berechnet war. Der Vater mußte, da es Essenszeit war, bald heraufkommen. Er hätte, wenn er sie so gefunden, bald auf die Mutter gedacht, und es wäre eine zweite Scene geworden, in deren Nachspiel ich wohl eine bedeutende Rolle hätte spielen können. Ich sah schon meinen geliebten Vater bleich und verstört ohne Mittagessen zur Stube hinausschreiten, meine geliebte, seit einiger Zeit so unterdrückte Mutter weinend. In einem Augenblick überdachte ich das Alles. Rasend stürzte ich in die Stube, wo meine Schwester war. Bang eilte meine Mutter mir nach. Schäumend vor Wuth warf ich mich auf die Kniee, rang wie wahnsinnig meine Hände und schrie mit einem solchen Aufwand von Kraft, daß meine Stimme sogleich heiser wurde: „Gott, Gott, gieb, daß ich gedenke, gieb, daß ich nie . . . nie dieser Stunde vergesse . . . . Ha, Schlange mit Deinen Krokodilsthränen . . . das, diese Stunde sollst Du bereuen . . . Bei Gott, bei Gott, bei Gott, ich schwöre es! Und lebt' ich fünfzig, und lebt' ich hundert Jahre . . . . ich will sie auf dem Todtenbette nicht vergessen! Aber Du sollst es auch nicht . . .“

Nach diesem Ausbruch der höchsten Wuth war ich ganz

erschöpft. Meine Mutter hielt mich fortwährend, und meine Schwester hatte aufgehört zu weinen und stand wirklich erschrocken da. Nur mit Mühe ließ ich mich besänftigen. Aber wie Frieden nur durch Krieg erlangt wird, so war auch nur mein übergroßer Zorn das Mittel gewesen, Ruhe zu schaffen. Meine Schwester, diese sonst so stolze Natur, war eingeschüchtert. Sie begab sich nach der Hinterstube.

Der Dr. S. kam und bald darauf der Vater. Wir dinirten. Es war Alles ganz ruhig wie gewöhnlich, nur daß Vater mit Muttern nicht sprach. S. verließ uns.

Isidor machte mir einen Besuch. Während ich mit ihm Schach spielte, hörte ich meine Schwester zum Vater leise sagen: „Man erzählt sich schreckliche Neuigkeiten in der Stadt . . .“ Hierauf flüsterte sie leise etwas, was ich nicht verstand, worauf mein Vater antwortete: „Das kann mich nicht im Geringsten, ganz und gar nicht befremden.“

Das Haus Benoni Herrmann u. Comp. ist bankerott.

Abends sprachen wir Alle von dieser Begebenheit.

Der Vater pries — und mit Recht — das Glück, daß er sich in keine Verbindung eingelassen habe. Denn dann hätte Marcuse bis nach der Hochzeit den Fall aufgehalten, und dann, dann wäre die ganze Last auf meinem Vater gelegen. Er hätte, seinen ehrlichen Namen zu retten, für seinen Schwiegersohn gezahlt und gezahlt und wäre — entsetzlicher Gedanke! — mit bankerott geworden. Ich

behaupte, daß T. meine Schwester gar nicht wirklich geliebt habe, sondern daß er und Marcuse durch eine Verbindung mit meinem Vater letzteren plündern wollten. Daß dieser teuflische Plan nicht in Erfüllung gegangen, dafür Dank Gott und meines Vaters Beharrlichkeit.

Sonntag, 12. Januar.

Onkel Friedländer besuchte uns, und siehe da, er wußte schon von jenem Ereigniß. Wiederum sprachen wir von der Schlechtigkeit jenes Menschen, der, nachdem er ein schwaches Mädchen berückt, uns ins Unglück stürzen wollte. (T.) Mein Vater sagt, er grollt ihm nicht. Ist es aber so, wie ich glaube, daß jene Liebelei blos eine politische Speculation war, daß er sich nicht damit begnügte, ein Mädchen zur Schlechtigkeit gegen ihre Eltern gebracht, eine ehrenwerthe Familie im Innersten ihrer Seele gekränkt, ihre Ruhe, ihren Frieden vernichtet zu haben, daß er sogar ihren äußern Wohlstand vernichten wollte, und daß all' diesem sogar — was ihn zwar auch nicht entschuldigen kann — nicht einmal Leidenschaft zu Grunde liegt, daß Alles blos teuflische Berechnung ist, und es ist wahr, daß er nun prahlerisch die Ehre dieses Mädchen befleckt, dann Fluch auf ihn, dann werde ich, und währte es noch zwanzig Jahre, zu strafen und die beleidigte Ehre meines geliebten Vaters zu rächen wissen.

Onkel Friedländer holte uns Kuchen von Manatschal. Was thut man nicht, eine Schwiegertochter zu gewinnen! . . .

Nachmittag wollte meine Mutter nach Kleinburg fahren. Ich sollte die Broche hinaufbringen. Vater weigerte sich zwar anfangs, aber er gab sie mir nebst dem Armband auf mein Bitten doch heraus. Die Ohrringe behielt er für sich.*)

Ich meinerseits wollte den Nachmittag unter meinen Bekannten verleben. Als ich also meiner Mutter Adieu sagte, so war sie überrascht und ärgerlich, daß ich nicht mit ihr fahren wollte. Ich beharrte darauf, zu gehen. „Nun, so sage es wenigstens dem Vater, damit er sich nicht wundert," rief sie mir zu.

Ich ging ins Gewölbe. Alles ging gut. Ich hatte meinem Vater Adieu gesagt und schon den Griff der Thür in der Hand, als er plötzlich rief: „Wohin?" „Zu meinen Freunden." „Du fährst mit uns."

Ich weigerte mich und drang in meinen Vater, mich gehen zu lassen.

„Mein Sohn," sagte er, mich küssend, „bleibe bei mir. Du bist ja blos noch so kurze Zeit im väterlichen Hause . . . Bist Du mir denn gar nicht gut? Bist Du lieber bei

---

*) Der Alte hatte die der Mutter nach dem ehelichen Zwist abgenommenen Schmucksachen nach dem im Erdgeschoß gelegenen Kaufladen (Gewölbe) gebracht.

Gerstenberg als bei mir?" Ich stand unentschlossen da. „Bleibe bei mir, mein Sohn," fuhr mein Vater zärtlich fort. „Was soll ich bei Liebichs anfangen? Mit der Mutter kann ich mich nicht unterhalten, weil sie nicht gut hört. Riekchen ist ein einfältiges Mädchen. Mit Dir kann ich wenigstens plaudern."

Dies bestimmte mich. Hätte mir mein Vater streng befohlen, würde ich nicht so leicht gehorcht haben. Aber ich bin überhaupt durch Güte leicht zu lenken, und mein Vater ist so gütig, so zärtlich, wie es gewiß wenige Väter sind. Manchmal, wenn er mich anblickt, liegt ein solcher Ausdruck reiner väterlicher Liebe darin, daß der Gedanke in mir aufsteigt: er hätte einen folgsameren Sohn verdient.

Bevor ich aber fuhr, ging ich zu Isidor, um ihm zu sagen, ich ginge spazieren, er solle mich bis fünfeinhalb Uhr in seiner Wohnung erwarten, ich käme dann auf jeden Fall.

Wir gingen zu Liebichs, nachdem wir auf der Chaussee gefahren. Ich amüsirte mich ziemlich. Als wir aber nach Hause kamen, verbot mir mein Vater, noch auszugehen. Ich tobte, aber es half nichts. Emilien schickte ich zu Isidor, mich wegen meines Nichtkommens zu entschuldigen. Abends spielte ich mit Mutter Ecarté und Piquet.

Dienstag, 14. Januar.

In der Schule fiel nichts Bedeutendes vor. Als ich den Vater zum Essen heraufholte, zankte ich mit Labandt,

der wirklich unverschämt ist. Er spielte immer auf etwas an. Ich glaube, Bloch wird ihm das erzählt haben, was T. erdichtet und mir meine Schwester erzählt hat. Nach dem Essen frug mich mein Vater plötzlich: „Sage mir einmal, Ferdinand, wie ist denn das mit der Conduite? Die Geschichte kommt mir nicht richtig vor. Ich habe schon seit einem halben Jahre keine gesehen."

Mir war hierbei nicht wohl, doch versetzte ich unbefangen und ohne unruhig zu scheinen: „Du weißt ja, wieso Du die vorletzte und letzte Conduite nicht bekamst."

„Nein, ich glaube das nicht! . . . . Die Conduiten werden doch nicht ununterschrieben von den Lehrern angenommen. Weißt Du auch, daß ich an den Rector schreiben werde?"

Gott! . . . Wenn mein Vater an den Rector schriebe . . . dann . . . brr . . . brr . . .

Ich ließ mir fünf Silbergroschen für den Pedell geben, gab diesem jedoch blos zweieinhalb Silbergroschen. Ich weiß nicht, wie es kommt, ich spiele alle Sonnabende Billard, was mir mein Vater doch so streng verboten, unterschreibe mir meine Conduiten, was doch ebenfalls unrecht ist, und liebe meinen Vater doch bis zur Ekstase, wie ein Kind nur lieben kann. Ich würde freudig mein Leben hingeben, wenn ich ihm nützen könnte, und doch . . . Aber das kommt von meinem Leichtsinn . . . Im Grunde des Herzens bin ich gut . . .

Meine Schwester las dem Vater einen Polterabendscherz vor, den angeblich Monsieur Moritz Urbach zum Polterabend von Mathilde Schweitzer gemacht haben soll. Es war dies eine Novelle, betitelt: „Der Friedländer und die Schweitzerin". Obwohl nun besagte Novelle ganz und gar nicht gut ist, so herrscht eine Sprache in ihr, die, bei meinem Barte, Moritz Urbach im Leben nicht verstehen wird, geschweige denn selbst führen könnte. Er hat sogar meiner Schwester einige von seinen Balladen vorgelesen ! ! ! Der Spaß ist köstlich. Ein solcher Mensch omnis humanitatis expers will Balladen machen.

Aber nächstens will ich „ein Wort mit diesem Geist zu reden haben", und dann wollen wir sehen, wie sich dieser „Balladendichter" herauswinden wird. Ich las die Fortsetzung des Geistersehers von X. Y. Z.

Mittwoch, 15. Januar.

Nachmittag holte ich mir mein Lotterieloos. Es war die Nummer 79886. Wenn ich Katholik wäre, so ließe ich mir von einem Pfarrer das Loos segnen und mit Weihwasser besprengen. So aber muß mein Segen hinreichen.

Mit Samuel spielte ich Abends bei Hesse Billard.

Ich ging nach Hause. Es schlug sieben, acht, neun Uhr. Die Mutter kam noch nicht. Um neuneinhalb Uhr kam der Vater. Wir waren Beide ängstlich wegen dieses so auffallend

langen Wegbleibens und beschlossen endlich zu Kroll zu gehen. Auf dem Wege unterhielten wir uns von T. und jenem Verhältnisse, von dem, was ich für oder wider gethan, wobei ich aber die strengste Wahrheit beobachtete. Die Mutter war nicht dort. Wir eilten zurück, kehrten aber zuvor bei Manatschal ein.

Als wir zu Hause angelangt waren, fanden wir die Mutter anwesend. Sie hatte sich von Dr. S. überreden lassen, zu „Guido und Ginevra"*) zu gehen. S. hatte, wie er sagte, einen Mann zu uns geschickt, der uns benachrichtigen sollte, daß Mutter im Theater wäre. S. selbst verschwand, sobald Mutter in der Loge war, ohne sie mit Zettel oder Gesangbuch**) zu versorgen. Als er nach einer Stunde erschien, so entschuldigte er sich, er wäre krank gewesen. Während seiner Abwesenheit war Thomas der Cavalier der Damen, und diese hielten sich noch ferner an ihn, S. über die Schulter sehend.

---

*) „Guido und Ginevra" oder „Die Pest in Florenz", große Oper in fünf Acten von Scribe, Musik von Halévy wurde in Paris im Jahre 1837 oder 1838 zum ersten Mal aufgeführt, war also damals in Breslau ganz neu. Die Oper ist früher in Deutschland öfter gegeben worden, aber seit einer Reihe von Jahren vom Repertoire verschwunden.

**) Textbuch.

Donnerstag, 16. Januar.

Heute hatte ich wieder einmal in der Schule nicht wenig zu erdulden. Dr. Tschirner gab Odyssee-Stunde. Er fragte einen mir nahe sitzenden Schüler nach einer der wichtigsten grammatikalischen Regeln. Ich wußte sie, er nicht. Tschirner fragte weiter, weiter. Fast Alle wußten sie nicht. Ich brannte vor Freude. Ich sah die Frage bis an mich gekommen, da beantwortete sie der vor mir Sitzende. Aergerlich blickte ich aus dem Buch. In diesem Augenblick fragte mich Dr. T. Natürlich konnte ich nicht antworten, und nun begann mich T. auf eine Weise auszumachen, die wirklich schrecklich war. Das Blut schoß mir in die Wangen. Ja, ich weinte, ich weinte. Wegen einer solchen Kleinigkeit so gekränkt, ausgemacht, angefahren zu werden! Geduld, Geduld, die Zeit wird kommen!

Nachmittag holte ich mir von Bamberger den zweiten Theil und brachte ihn zu Kern. Ich sprach nur den Diener, der mir sagte, ich werde Strafgeld zahlen müssen, was ich jedoch ganz und gar nicht zu thun gesonnen bin. Auf jeden Fall preßte ich Bamberger wieder vier gute Groschen ab.

Nachmittag wußte ich um drei nicht, was ich thun sollte, und ging daher zu Castner Billard spielen.

Mein Vater war wieder sehr zärtlich. Er küßte mich und sagte immer: „Ach, wenn Du gut sein wirst!"

Und ich, ich spiele Wochentags Billard! Nein, ich

gelobe, nie Wochentags Billard zu spielen und auch Sonnabend und Sonntags es auf alle Weise zu vermeiden.

Freitag, 17. Januar.

Es fiel Vormittag nichts Bedeutendes vor. Nachmittag schrieb ich in der französischen Stunde nicht mit und kam unglücklicher Weise im Vorlesen dran. Schnell und gewandt nahm ich meinem Nachbar das Heft weg, aber dieses Trampelthier benahm sich bei der besten Absicht so ungeschickt, daß es Rudiger merken mußte.

Abends fing der Vater plötzlich an: „Ferdinand, es wird Dir schlecht gehen, wenn Du mich betrügst. Die Sache mit der Conduite ist auf keinen Fall richtig.“ Ich blieb ruhig, aber wie ich zitterte, wird mir Jeder glauben. Die ganze Nacht war ich darüber in Sorge.

Sonnabend, 18. Januar.

Um 12 Uhr kam der Vater nach Hause und sagte: „Weißt Du, mein Sohn, ich glaube jetzt selbst, daß es wahr ist, daß Du, wie Du sagst, diesmal keine Censur erhalten hast. Ich habe soeben gehört, daß unser Oberrabbiner Tiktin den Dr. Schönborn verklagt hat, er zwinge die Schüler mosaischen Glaubens, Sonnabends zu schreiben.“

Das Gefühl, das sich jetzt meiner bemächtigte, läßt sich nicht beschreiben. Aufrichtig dankte ich Gott für diesen Zufall,

nahm aber wahr, daß ich diesen Augenblick benutzen müsse. Dies that ich denn auch und wie ich glaube, mit Erfolg.

Nachmittag besuchte ich Isidor, spielte mit ihm bei Castner sechs Partien, von denen ich drei verlor. Hierauf gingen wir zu Orlandi und von da zu Hesse, wo wir Jacobsohn, Schlesinger und Guttentag trafen. Wir spielten zwei Boules. Die erste gewann ich, in der zweiten hatte ich es blos mit einem Gegner noch zu thun. Ich verlor zwar, doch zog ich meinen Einsatz. Jetzt spielte ich mit Isidor drei Partien. worauf er zur Tanzstunde ging. Ich blieb noch und spielte mit Schlesinger um einen Silbergroschen und verlor dabei drei Silbergroschen. Als ich wegging, hatte ich sechs Silbergroschen an den Marqueur, drei Silbergroschen an S. zu zahlen. Bei Castner hatte ich 1½, bei Orlandi drei Silbergroschen bezahlt, dagegen 1½ in Boule gewonnen. Summa summarum zwölf Silbergroschen ausgegeben. Viel Holz.

Als ich nach Hause kam, spielte ich mit Mutter Ecarté und gewann sieben Silbergroschen.

Mit Dr. Shiff spielte ich Onze-et-demi. Zuerst gewann ich viel, verlor es aber wieder. Wir spielten Point einen Silbergroschen. Eben wollten wir aufhören und ich mein Geld, das sich nicht vermehrt noch vermindert hatte, einstecken, als S. mir fünf Silbergroschen wegnahm mit den Worten: „Für Ecarté, bezahle Deine Schuld.“

Vater schien nicht sehr zufrieden, daß ich so hoch spielte.

Sonntag, 19. Januar.

Mittags war wieder Krieg, und Mutter war der schuldige Theil. Sie weinte und zankte unaufhörlich. Man sprach davon, daß T. nach Rußland gegangen sei. Meine Mutter sagte: „Nun, es werden wohl noch manche große Leute hier bankerott werden.“ Sie sagte dies aber mit Bezug.

„Uns meinst Du doch nicht?“ fragte ich.

„Nun, wer weiß!“ entgegnete meine Mutter.

Natürlich gerieth mein Vater in Zorn. Ich machte meiner Mutter Vorwürfe, sie wurde böse auf mich und wollte die achtzehn Silbergroschen mir nicht bezahlen. Ich bat darum nicht, sondern zog gleichgültig meinen Rock aus und stellte mich an den Ofen.

„Warum gehst Du nicht aus?“ fragte meine Mutter. Ich antwortete, daß ich keinen Pfennig Geld hätte und also nicht ausgehen könne. Dadurch endlich bewogen, brachte mir Mutter das Geld von selbst. Nun ging ich in Isidors Gewölbe, fand aber dies schon geschlossen. Von da begab ich mich zu Manatschal und fand Isidor darauf in seiner Wohnung. Wir gingen ins Theater, wo „Lumpaci vagabundus“ aufgeführt wurde. Es war schrecklich voll. Man quetschte mich fast zu Butterteig. Als es zu Ende war, ging ich mit Isidor zu Klosse, wo wir Billard spielten. Ich habe heute Folgendes ausgegeben: Zwei Silber-

groschen bei Manatschal, zehn Silbergroschen für Entrée ins Theater, drei Silbergroschen verzehrte ich bei Klosse und von elf Partien Billard verlor und bezahlte ich sechs Partien, also auch sechs Silbergroschen. Nun sind aber zwei und zehn und drei und sechs Silbergroschen einundzwanzig Silbergroschen. An einem Tage einundzwanzig Silbergroschen, das ist viel, sehr viel. Das ist sogar lüderlich.

Montag, 20. Januar.

Als ich Mittag nach Hause kam, rief mir meine Mutter entgegen: „Ach, höre nur, wie ungebildet sich Dr. S. gestern aufgeführt hat. Eben als ich in Soirée fahren wollte, kommt S., und indem er fortwährend ausruft: ‚Heute habe ich keine Lust, in Soirée zu kommen, bin auch nicht angekleidet!‘ so bittet er mich doch endlich, ihm zu erlauben, mitzufahren. Er wollte blos in die Billardstube gehen. Als nun die Zeit zum Abendessen kam, so sagte ich zum Vater: ‚Bestelle nicht zu viel Essen, denn ich bin krank und kann nichts essen,‘ so höre ich vom Vater, daß Dr. S. schon zu ihm gekommen ist und zu ihm gesagt hat: ‚Mr. Lassal, sorgen Sie nur für mich für einen Platz beim Essen.‘ Denke Dir nun diese Unartigkeit!“ Ich fand natürlich dabei nichts, aber Mutter war sehr erbittert.

Nachmittag war Mutter bei Tante Burgheim. Dr. S. besuchte uns. Als nun die Mutter nach Hause kam und

hörte, S. wäre da, wollte sie nicht hineinkommen, setzte sich in die Hinterstube und raisonnirte auf S. verschiedenes Zeug. Ich nahm mich seiner sehr an. Mutter war sogar sehr aufgebracht gegen mich und es gelang mir nur mit Mühe, sie zu besänftigen. S. schrieb einen Brief an sie, aber sie las ihn nicht einmal.

Dienstag, 21. Januar.

Abends war S. wieder bei uns. Mutter war ausgegangen, und als sie nach Hause kam, erfuhr sie diesmal nicht S.'s Gegenwart und trat in das Zimmer, wo wir waren. Nun wollte sich S. vertheidigen und fragte deshalb Mutter, weshalb sie zürne, und wessen man ihn beschuldige. Die Mutter wich aber aus, behauptete immer, man hätte ihn nicht verleumdet. Endlich führte ich einige Anklagepunkte an. Darüber wurde Mutter wüthend und holte den Vater, der sich stellen mußte, als wenn er auf mich böse wäre. Und nur mit Mühe gelang es mir, Mutter zu beruhigen.

Mittwoch, 22. Januar.

Es ging mir heute in der Schule gut. Tschirner scheint mich seit einiger Zeit nicht so zu verfolgen.

Einen desto größeren Fehler habe ich mir Nachmittag zu Schulden kommen lassen. Ich habe nämlich gegen mein mir selbst gegebenes Versprechen heut mit Samuel Billard gespielt. Ich war wirklich schwach genug, es zu brechen.

Donnerstag, 23. Januar.

Weil ich um ein Uhr zur Hochzeit des Dr. Langendorf gehen sollte, schrieb ich mir invito patre einen Zettel, ich möchte um zehn nach Hause kommen, und ging damit zum Tschirner, der mich an den Rector wies. Ich erlangte auch Erlaubniß und schob sogleich fort zu Orlandi und von da zu Dominik, mich frisiren zu lassen.

Wir fuhren zur Hochzeit. Zuerst mein Vater und meine Mutter, dann Riekchen und ich.

Wir traten in das Local. Ich ließ meine Schwester in den Saal treten und ging in die Nebenstube. Lange verschob ich den peinlichen Moment, der Braut, dieser Fee, die Hand zu küssen. Aber er mußte kommen. Ich trat in den Saal. Trompeten und Pauken wirbelten. Auch gut! Wenigstens übertönten sie die Unzahl Seufzer, die mit ochsenmäßigem Gebrüll mir der Schmerz auspreßte. Meine Beine bekamen den Krampf und wollten retrograde gehen, und die Umstehenden mußten denken, ich wollte mich im Eiertanz produciren. Die Wahrheit aber war: ich dachte, es würde ein anderer Gast kommen, dann wäre ich ausgewichen. Der hätte seine Gratulation angebracht, und ich wäre glücklich davongekommen. Aber es sollte nicht sein. Das unerbittliche Schicksal wollte nicht. Ich sprach mir selbst Muth ein, gab mir eine Menge gute Lehren auf den Weg mit, trat in den Kreis, faßte ihre Hand — — —

„Da plötzlich nun umdüstert sich mein Sinn,
Weg war Besonnenheit, Bewußtsein hin.
Noch heute weiß ich nicht, ob ich und was ich sprach,
An Worten mir es wohl bei solchem Leid gebrach."

Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich in dem Kreis der jungen Leute und war äußerst froh. Ich fand einen gewissen L., den ich noch aus der Tanzstunde kenne. Es ist dies ein recht gemüthlicher, dummer, jüdischer Ladencommis, begabt mit Ladendienerwitzen, arrogant, von gutem Herzen, mit einem Wort ein böser Narr. Weil ich ihm nun diese meine Ansicht mehreremal demonstrirte, so ist er mir feind, und glaubt mich zu ärgern, wenn er mich „Lassalchen" oder „kleiner Lassal" nennt. Der Esel! Als wenn er, noch dreimal so groß als er ist, zu mir hinaufblicken könnte!

Man tanzte. Ich tanzte viel, bekam gute Tänzerinnen und amüsirte mich. Nun wollte ich mit der einen Milch, die mit L. tanzte, eine Gastrolle geben. Ich ging hin und bat die Dame um eine Gastrolle. Schon gab sie mir die Hand, als L. sagte: „Nein, meine Dame tanzt nicht." Natürlich war das Fräulein gezwungen, zurückzutreten. „L'che," sagte ich zu diesem etwas laut, „ich werde Dir eine Regel geben: Antworte nicht eher, als Du gefragt wirst. Ich hätte Dich auch gefragt, die Reihe wäre an Dich gekommen. Bei mir schadet es nicht, denn ich bin Dein Freund. (Ha,

welche Ironie!!!) Ein Anderer giebt Dir eine Lection. Ich weiß, daß man Dir so etwas nicht übelnehmen kann. Es entspringt nicht aus bösem Willen, sondern aus Mangel an savoir vivre. Und wenn Dir auch ein Stockfremder das ansehen kann, so kannst Du doch Unannehmlichkeiten haben."

„Ich weiß schon selbst, wie ich mich benehmen soll," antwortete L. und tanzte rasch davon, um einer weiteren Strafpredigt zu entgehen. Eine Viertelstunde später sehe ich L. bei den Milchs stehen und ihnen den Hof machen. „L. geberdet sich wie die Maus in den sechs Wochen," sage ich zu dem jüngsten Bloch, den ich am Arme hatte. „Gehe hin und sage ihm das." Richtig geht Bloch hin und sagt es ihm vor den Damen, die in ein fürchterliches Gelächter ausbrechen. L. erblaßt und stammelt: „Du bist ein Narr." Nun ward es mir leicht, Bloch so auf L. zu hetzen, das ihm das Leben sauer wurde und er sich es wohl zehnmal verwünschte.

Ich sehe L. bei Samosch sitzen. Ruhig nehme ich mein Notizbuch heraus und fange an zu zeichnen. „Was machst Du da?" fragt mich Bloch. „Ich will diesen Ausdruck von Erbärmlichkeit und Misere auf L.'s Mienen abzeichnen," antwortete ich lachend. „Nun, gelingt es Dir?" „Bis jetzt noch nicht." „Zeichne doch einen Eselskopf hin, bist Du gleich fertig." Schallendes Gelächter von allen

Seiten. L. stürzt wüthend weg. Ich werfe mich lachend neben Samosch und rudele auf L., daß kein gutes Haar an ihm blieb.

Wir setzen uns zur Tafel. Ich mit Bertha Munsterberg komme neben L. zu sitzen. Dieser setzt sich und klemmt mit dem Stuhl das Kleid meiner Dame ein. „Ach," bittet diese, „mein Herr, erheben Sie sich, Sie zerreißen mein Kleid."

„L.," fange ich an, „ich werde Dir eine Lehre geben: Wenn Du Dich setzest, so erfordert die Höflichkeit, so nimm Dich in Acht, das Kleid einer Dame zu zerreißen." L. springt weinend vom Stuhl und schickt seinen Cousin zu mir mit der Bitte, die Feindseligkeiten einzustellen.

Die ältere Milch gefällt mir.

Sonnabend, 25. Januar.

Nachmittags besuchte ich Isidor und traf ihn zu Hause. Doch quälte er mich auf eine horrible Weise mit Vorlesung von Briefen, an seinen Onkel Louis Gerstenberg in Hamburg geschrieben, den ich doch gar nicht kenne. Mit Neumann und Jaretzky, die bei ihm waren, ging ich mit ihm zu Hesse. Abends kam Jacobsohn auch hin. Ich freue mich immer, wenn ich den dort sehe, weil ich mir dann immer sage: „Das ist ein fleißiger Kerl, und doch spielt er alle Tage Billard." Ich ging zeitig nach Hause. Mutter und

Vater waren nicht da. Ich setzte mich hin und las, als Papa kam, sich freute, mich schon zu treffen, und mich mit zu Ullmann, wo Mutter war, nahm, und wo er mir drei Silbergroschen, die er von Herrn Ullmann gewann, schenkte.

Montag, 27. Januar.

Abends ging ich zu Urbachs hinauf. Dort erfuhr ich, daß Dr. Shiff, der doch gegen uns gesagt hatte, daß er fortführe und Abschied genommen hatte, noch hier wäre und bei Sauls sein Quartier aufgeschlagen habe, wo er sehr zur Last falle. Da ich sah, daß der junge Urbach, Madame P. und Fräulein R. etwas raisoniren wollten, so verdarb ich ihnen den Spaß. Ich vertheidigte den Dr. S. nicht, ich ließ ihn gar nicht in Anklagezustand versetzen. Ich erklärte mich so für seine Partei, sprach so für ihn, nicht mit Wärme, als ob ich ihn vertheidigen wollte, sondern so, als wenn es sich ganz von selbst verstünde, und als wenn Urbachs mit mir einverstanden wären, daß sie schweigen mußten.

Nun wollte ich den „Balladendichter“ in die Enge treiben. Ich ließ mir den „Berengar“ vorlesen. Zufällig fand ich „Romanze“ drüber.

„Das nenne ich doch keine Romanze.“

„Nein,“ sagte er, „ich wollte den Stoff zu einer Novelle ausdehnen, und dann sollte dies Gedicht drin vorkommen.“

„Dann wäre es doch keine Romanze gewesen?" fragte ich. „Was nennen Sie denn eine Romanze?" fuhr ich fort.

Und Herr Urbach gab mir die merkwürdige Erklärung: „Romanze ist, wenn ich meine Gefühle ausdrücke."

„Ganz und gar nicht! Meines Bedünkens drückt die Lyrik die Gefühle aus. Sie halten also die Schiller'schen Gedichte für Romanzen?"

„Nein," sagte er, „‚Bürgschaft', ‚Glocke' sind Balladen."

„Aber mein Gott! die ‚Glocke' ist doch ein didaktisches Gedicht!"

Kurz er vertiefte sich immer mehr. Uebrigens glaube ich keineswegs, daß dies Gedicht, das ziemlich gut ist, das seinige wäre. Auch sein sogenanntes Drama: „Wahnsinn aus Verbrechen," das ein Gemisch tollen Unsinns ist, ist sein Geistesproduct nicht, obgleich man diesen Namen nicht so entweihen soll.

Dienstag, 28. Januar.

Nachmittags kam ich dran im Cicero-Aufsagen. Darauf hatte ich mich schon längst gefreut. Aber Tschirner hatte es sich einmal vorgenommen, mich anzuschnauzen. Sagte ich einmal „sed" für „at", so schüttelte er den Kopf, und als ich vollends „nam" für „enim" sagte, wobei ich mich jedoch sogleich corrigirte, sagte er: „Geht schlecht." Ich sprach unwillig weiter. Sachen, die er bei Anderen gar nicht

rügte, wurden mir zum Verbrechen angerechnet, und ich verbesserte mich sogleich immer. Jetzt kam ich an die Stelle „et liberos tuos, nepotes Q. Fadii“ ꝛc. „Cigii Fadii“ verbesserte Tschirner. „Quinti“, wiederholte ich — denn dies war das Richtige — mit Nachdruck und stark betonend. Er biß die Lippen zusammen, ein Zeichen seiner Wuth, und bald hierauf ließ er mich aufhören mit den Worten: „Schlecht, sehr schlecht!“ Da faßte mich unbändige Wuth. Ich weinte, denn eine solche Ungerechtigkeit war mir bald nicht gekommen, wie mir alle Umgebenden eingestanden. In diesem Augenblick hätte ich Tschirners Blut trinken können.

Mittwoch, 29. Januar.

Mittag kaufte mir Mutter eine Mütze. Auch gut!

Nachmittag wollte ich meine Inexpressibles wechseln. Es waren keine Knöpfe daran. Darüber entstand Lärm. Kein Mensch hatte Zeit, mir welche anzunähen. Vater befahl mir, die Pantalons wieder aus- und meine alten anzuziehen. „Ich leide nicht, daß Du so eitel bist,“ sagte er. „Ach,“ entgegnete ich unmuthig, „es sind ja beides Plundern.“ Hierüber wurde er sehr zornig und prügelte auf mich los, indem er mir zugleich das Weinen verbot. Jedes Wort, das ich sagte, brachte ihn zu neuer Wuth.

„Ich lasse mich nicht so prügeln,“ brüllte ich in Thränen

zerfließend. Dies machte ihn nun vollends wüthend. Er fiel über mich her und prügelte mich schrecklich. Dies brachte mich vom Weinen plötzlich ab. Ich trocknete meine Thränen und blickte höhnisch drein, aber so blaß sah ich aus, daß ich vor mir selbst erschrak. Was auch mein Vater sagte, ich antwortete blos durch ein trotzig höhnisches Lächeln, das meinen Vater reizte mich ins Gesicht zu schlagen. Doch hielt er an sich.

Ruhig zog ich mich an, sagte daß ich zu Hiller müsse, und ging mit dem Vorsatz hinunter, mich in die Ohle zu werfen.

Als ich an das Geländer trat, blieb ich stehen. Ich überlegte, wie ich es machen sollte.

„Du gehst die Stufen hinunter,“ sagte ich zu mir selbst. „Bist du auf der letzten, so steckst Du einen Fuß ins Wasser, darauf hebst du den andern in die Höhe; natürlich stürzest Du vornüber und bist frei.“

Hier dachte ich an meine Mutter, auch wohl an meinen Vater. Doch schritt ich entschlossen nach der Treppe zu, denn meine Aufregung war zu groß.

Da plötzlich hörte ich rufen: „Ferdinand!“ Ich drehte mich um. Mein Vater stand hinter mir, bleicher noch als ich selbst.

„Was machst Du hier?“

„Ich sehe mir das Floß an.“

„Du brauchst nicht in die Stunde zu gehen, geh' ins Comptoir."

Ich folgte, setzte mich aufs Sopha, und in einer halben Stunde fand ich, daß ich sehr Unrecht gethan habe, einen solchen Vorsatz gefaßt und meinem Vater solche Furcht verursacht zu haben. Denn daß er meinen Plan merkte, zeigte mir seine Blässe, sein Verbot, in die Stunde zu gehen — er wollte mir vermuthlich Zeit geben, mich zu beruhigen — und auch der Umstand, daß er dreimal später hinaufkam, sich zu erkundigen, ob ich da wäre. Gott! überlegte ich mir nachher, wenn ich mir das Leben genommen hätte, wie unglücklich hätte ich nicht meine Eltern gemacht! Hu! mich schaudert. Tom friert.

Doch wollte ich durchaus heute etwas Unrechtes thun. Darum ging ich zu Samuel, ihn auffordern, mit mir Billard spielen zu gehen. Doch dieser wollte nicht, denn er hat mit seinem Vater um 2⅓ Thaler gewettet, bis den 1. März nicht Billard zu spielen. Doch versprach er mir, zu mir zu kommen. Kern brachte ich den dritten Theil von St. Roche, und er forderte nicht einmal Entschädigungsgeld. Abends kam Samuel zu mir. Wir spielten Onze-et-demi mit abwechselndem Glück. Zuletzt war ich ihm einen Thaler neun Silbergroschen schuldig. Ich setzte den Thaler. Samuel, der sich immer ärgerte, wenn ich verlor, und der nichts sehnlicher wünschte, als daß ich die zwei Thaler wieder zurückgewinnen

sollte, gewann. Da nahm ich die ganze Summe von zwei Thalern neun Silbergroschen und gewann. Wir waren quitt. Samuel hatte aber die vier Silbergroschen zurückgewonnen, die er vorher verloren. Als er daran dachte, verklärte sich sein Antlitz in himmlischer Freude, das doch vorhin, als er zwei Thaler gewann, trübe gewesen. Ich hatte fortwährend versichert, daß ich die zwei Thaler bezahlen würde. Aber ich kenne Samuel zu genau, um nicht zu wissen, daß er sie nicht nehmen würde. Doch war es ihm zuwider, da er mich nicht gleichsam demüthigen wollte, und dieser Ausgang war ihm der erwünschteste.

Donnerstag, 30. Januar.

Barschall ist sehr krank.

Mittags sprach ich mit Riekchen von Heirathen und suchte ihr Ferdinand aus dem Kopf zu reden. Denn bei Gott! diese Partie ist, wie ich immer mehr einsehe, äußerst schlecht, und wird sich Riekchen, wenn sie ihn nimmt, drei Jahre nach der Ehe sehr unglücklich fühlen. Auch gelang es mir, sie für Dr. Fr. zu stimmen. Hiermit ging ich zu Mutter — Riekchen war dabei — und sagte ihr, Schwester wolle Fr. nehmen. Wir sprachen noch viel darüber.

NB. Ich habe mit Köhler verabredet, ihm meine Uhr zu geben, für seine und einen Thaler. Er willigte ein. Doch erbat ich mir seine Uhr aus, um zum Uhrmacher erst

gehen zu können. „Wenn mich die Reparatur" — seine Uhr geht nicht — „mehr als einen Thaler kostet, wird aus unserm Handel nichts," sagte ich. Der Uhrmacher forderte zehn Silbergroschen, und ich ließ sie ihm dort.

Freitag, 31. Januar.

Barschall ist todt.

Köhlern brachte ich den Bescheid, ich könne den Tausch nicht eingehen, da mich die Reparatur zuviel koste. So versprach er mir denn — und ich kenne Köhler, auf sein Wort kann ich bauen — Sonntag einen Thaler, den 1. März zwölf gute Groschen zu geben.

Nach Hause gekommen, sprachen wir wieder von Ferdinand. Friederike vertheidigte ihn heute viel wärmer. Ich habe einen Fehler begangen, daß ich so entschieden gegen ihn auftrat. Es liegt in Friederikens Charakter, durch offenbaren Widerspruch in ihrer Meinung bestärkt zu werden. Ich werde umsatteln, mich wieder auf ihre und seine Seite schlagen, ihr Recht geben, ihr nicht widersprechen und sie doch unvermerkt von ihm abziehen.

Sonnabend, 1. Februar.

Vater wollte, ich solle um zehn Uhr nach Hause kommen, um die Predigt Geigers hören zu können. Ich aber verschob es auf über acht Tage, weil wir da Privatlectüre haben.

Köhler brachte mir den Thaler. Er ist ganz glücklich über seinen Kauf und schilt mich einen Narren. Da aber Tschirner raisonirte, da blos einige Wenige das Schulgeld nicht mithatten, so packte ich den einen Thaler vier Groschen ein, aber ohne mir quittiren zu lassen.

Nach Hause gekommen, hörte ich, daß die Predigt ganz außerordentlich gewesen sein soll. Es that mir ungemein leid, ihn nicht gehört zu haben, und ich habe beschlossen, bei keiner Predigt zu fehlen.

Nachmittag ging ich zu Isidor. Von meinem Ducaten habe ich blos noch zehn Silbergroschen. Es ist schrecklich. Den 12. Januar ging ich das erste Mal aus. Damals hatte ich in Summa 5 Thaler 18 Silbergroschen. Rechne ich 16 Groschen für die Odyssee, 5 Silbergroschen für Kramer, 10 für Isidor (bezahlte Schuld) ab, so habe ich vom 12. bis 31. Januar 4 Thaler 13 Silbergroschen ausgegeben. Die zehn Silbergroschen, die mir noch blieben, gab ich heute richtig aus.

Um achteinhalb war ich zu Hause, zankte mich mit Riekchen, spielte mit Mutter Ecarté, ließ mir vom Vater die Hälfte seiner Schuld, id est 6 gute Groschen bezahlen und legte mich schlafen.

Sonntag, 2. Februar.

Heute soll Barschall begraben werden. Um achteinhalb ging ich mit Mutter hin zu der unglücklichen Wittwe. Sie

saß still weinend auf dem Sopha. Sehr rührte mich der Anblick Wilhelms, der, die Größe seines Verlustes halb ahnend, sich das Kadisch lernte. Wir gingen in die andere Stube. Hier war die Leiche des so früh gestorbenen Mannes. Die Condolirenden sprachen in einzelnen Gruppen von diesem traurigen Todesfall. Da führte der Lehrer Wilhelm an die Seite seines Vaters. „Hier siehst Du," sagte er leise zu dem weinenden Knaben, „Deinen Vater. Du siehst ihn hier nicht wieder. Versprich mir an dieser Stelle, Deiner Mutter, die nun auch Dein Vater ist, immer ein guter Sohn zu sein und in Allem Folge zu leisten." Und der kleine Wilhelm schlug treuherzig in die ihm dargereichte Hand. Mir gingen die Augen über. Ich wendete mich ab.

Man hob die Leiche in den Koffer*), verschloß ihn und

---

*) Die Juden wurden damals nicht im Sarge begraben, sie wurden vielmehr, wie oben berichtet wird, im Trauerhause in einen Koffer gelegt und von da in schwarzem vollkommen bedecktem Leichenwagen nach dem Begräbnißplatze überführt. Alsdann wurden sie nach der rituellen Reinigung zwischen losen Brettern in die Erde gesenkt und begraben. Der Kadisch, auch Kadosch, Kidusch geschrieben, bildet das Schlußgebet der gottesdienstlichen Handlung der Israeliten. Man kennt die Heine'schen Verse:

„Keine Messe wird man singen,
Keinen Kadosch wird man sagen.
Nichts gesagt und nichts gesungen
Wird an meinen Sterbetagen."

schickte sich an, sie hinunter zu tragen. Da stürzte die bejammernswerthe Frau laut schreiend aus ihrem Zimmer. „Mein Mann! mein guter, guter Mann!" schrie sie mit einem solchen Ausdruck des Schmerzes, daß Alle, die zugegen waren, zu weinen anfingen. Nur mit Mühe konnte man sie abhalten, der Leiche zu folgen. Sie fiel laut schreiend in die Arme der Frauen, und noch unten hörte man ihr krampfhaftes Geschrei.

Unterwegs unterhielt ich mich mit Bloch. Er wollte sich ein Air geben und nannte sich einen Atheisten. Als er aber sah, daß ich ganz anderer Meinung war, so sattelte er auch um. Wir sprachen viel von Seelenwanderung, von Geiger und dem Judenthum, und er wunderte sich, daß ich mich so des jüdischen Glaubens annehme. Der Esel! Als wenn man nicht treife*) essen und doch ein guter Jude sein könnte.

Ich sagte ihm dies, und in der That, ich glaube, ich bin einer der besten Juden, die es giebt, ohne auf das Ceremonialgesetz zu achten. Ich könnte wie jener Jude in Bulwers „Leila" mein Leben wagen, die Juden aus ihrer jetzigen drückenden Lage zu reißen. Ich würde selbst das Schaffot nicht scheuen, könnte ich sie wieder zu einem geachteten Volke machen. O, wenn ich meinen kindischen

---

**) „Treife", das nach jüdischem Ritus Unreine, im Gegensatz zu „koscher", dem rituell Reinen.

Träumen nachhänge, so ist es immer meine Lieblingsidee, an der Spitze der Juden, mit den Waffen in der Hand, sie selbständig zu machen.

Wir waren auf dem Kirchhof angelangt. Hu, wie schrecklich sieht Barschall aus! Ich eilte tief erschüttert von seinem Anblick auf das Grab meiner Schwester, wo ich meinen Vater weinend traf, meiner Schwester, die so frühe, frühe hingewelkt! Sic fata volunt.

Es war vorbei, und ich, seit langer Zeit wirklich traurig, machte mich auf den Rückweg. Erst zu Hause gelang es mir, die düsteren Gedanken wegzuscherzen.

Nachmittag las ich meinem Vater den „Geisterseher“ vor. Darauf wollte ich weggehen, aber mein Vater wollte es nicht erlauben.

„Du warst gestern auch zu lange weg,“ sagte er. „Wohin willst Du jetzt gehen?“

„Spazieren,“ antwortete ich.

„Nun, ich will mit Dir gehen, mein lieber Sohn. Willst Du zu Liebich oder nach Kleinburg, oder willst Du Dir den Wallfisch ansehen?“

Ich war hiervon gerührt, zumal da ich einsah, daß mein Vater nicht Unrecht habe. Er hätte nur früher darauf beharren sollen. Doch bestand ich auf meinen Bitten. Vater erlaubte mir aber nicht länger als bis fünf wegzubleiben. Nun wär' ich nicht weggegangen, wenn nicht gerade Bauer

gekommen wäre, mit dem ich nun zu Hesse ging. Ich verlor unter sechs Partien eine. Darauf spielte ich mit Littauer sechs Partien. Er gab mir dreißig vor. Drei gewann, drei verlor ich.

Nun ging ich nach Hause, wo ich Dorchen Friedländer traf, die mich sehr ennuyirte. Erstens hinderte sie mich, mit Mutter Ecarté zu spielen, dann, da ich verdrießlich war, zankte sie sich fast fortwährend mit mir. Erst spät, um neuneinhalb, spielte ich mit Mutter Ecarté. Sie verlor zwei Silbergroschen. Vater spielte nun mit mir und verlor vier Silbergroschen.

Montag, 3. Februar.

Ich habe mit Hahn Sonnabend meinen Zumpt gegen seinen älteren eingetauscht, indem er mir versprach, seine Cicero-Uebersetzung von heut bis Sonnabend zu borgen. Ich empfing den Zumpt, doch die Uebersetzung hatte er vergessen.

Ich schluckte seit einigen Tagen so oft und so ungemein stark, oft stundenlang mit geringer Unterbrechung, daß mein Vater mich deswegen zu Guttentag schickte, der mir etwas verschrieb. Um drei Uhr ging ich zu Samuel, der in mich drang, ihm zu versprechen, nicht vor 1. März Billard zu spielen, welches Versprechen er Friedländer, Hirsch und sich selbst abgenommen hat. Ich leistete es aber nicht.

Als ich von Samuel wegging, fiel ich dicht an meinem

Hause so schrecklich nieder, daß ich gleich aus Nase und Mund zu bluten anfing. Ein Mann hob mich auf und brachte mich, der ich kaum gehen konnte, zum Vater ins Gewölbe. Wie dieser sich erschrak, geht über alle Beschreibung. Da er hörte, daß Mutter weggegangen sei, brachte er mich hinauf, machte mir Umschläge mit kaltem Wasser. Meine ganze Nase und mein Mund waren schrecklich geschwollen, überall Haut losgerissen, was mir viel Schmerzen machte. Mein Vater fragte mich beständig, wo ich Schmerzen habe, ja, er weinte beinahe, der gute Vater.

Er verbot mir, zu Hiller zu gehen. Ich ging aber, weil ich vorige Stunde gefehlt hatte. Doch that es mir nachher leid, da mir Hiller sagte, wenn ein Lüftchen zu der Geschwulst käme, so bliebe diese lebenslänglich. Dieser Gedanke verursachte mir doch einiges Unbehagen. Isidor traf ich, der sich wirklich über mein Aussehen entsetzte und sehr viel Theilnahme zeigte.

Als ich nach Hause kam, war die Mutter da, die noch von nichts wußte und sich daher nicht wenig erschrak, als ich ihr mein Abenteuer erzählte. Abends ließ Vater mir Paetzold holen, der mir Umschläge mit Essig verordnete. Ich habe große, große Furcht, daß mir die Nase bleiben wird, so enflée, besonders ist es meine Schwester, die dies bestätigt. Na, und wenn dies geschehen sollte, mein Gesichtchen wäre dann zwar hin, aber ich glaube, ich würde mich am Ende

nicht sehr darüber betrüben. Aber dies weiß ich positiv, daß ich alle Damengesellschaft fliehen würde; denn beim Anblick einer jeden würde der Gedanke in mir aufsteigen: wieviel Triumphe hättest Du nicht feiern können, wenn nicht der verdammte Fall gewesen sein würde. Ich würde mich blos auf den Kreis männlicher Gesellschaft beschränken, leichtsinnig wie ich bin, würde ich mich wegsetzen über meine Nase. Aber eine gewisse Brutalität würde sich meiner bemächtigen, wie es Jedem ergeht, der sich nicht in Damengesellschaft bewegt.

Dienstag, 4. Februar.

Früh Morgens schickte mich der Vater zu Dr. Guttentag, ob ich ausgehen dürfte. Doch er sowohl als Paetzold, der drüben war, verboten es mir aufs Strengste. Ich weiß nicht, ob ich mich darüber freuen oder ärgern soll. Bis Sonnabend haben wir Privatlectüre, die ich jetzt zu Hause nicht machen kann, weil ich den zweiten Theil Homers verloren habe, ferner Cicero- und Xenophon-Hefte Sonnabend abzugeben. Heute sollte ich von Köhler Xenophon-, von Hahn Cicero-Uebersetzung bekommen, und nun fehle ich. Wenn ich nun auch Sonnabend fehle, um zur Predigt zu gehen, so wird Tschirner doch Montag mich übersetzen lassen und mir meine Hefte abfordern. Deswegen schrieb ich an Köhler einen rührenden Brief, in welchem ich ihn bat, mir um zwölf seine Xenophon- und Hahns Cicero-Uebersetzung zu bringen.

Ferner sagte ich ihm, er möchte sich an Günsburg in Obertertia wenden, der würde ihm einen Homer für mich aushändigen. Günsburg hatte mir ihn schon voriges Mal geborgt. Und siehe da, der kleine Schuft kam gar nicht.

Nachmittag las ich Carl Julius Webers Demokrit. Wirklich ein treffliches Buch. Dann spielte ich mit Mutter Ecarté und gewann fünf Silbergroschen. Dr. Guttentag versicherte mich, daß die Dickigkeit meiner Nase spurlos verschwinden werde und verbot mir, auszugehen.

Abends ließ mich mein guter zärtlicher Vater nicht hinaufgehen in die Kälte schlafen, sondern ich mußte mich mit ihm in sein Bett legen.

Mittwoch, 5. Februar.

Gestern war, wie ich vergessen zu erzählen, Brief von Ferdinand an Riekchen angekommen, den sie mir gar nicht und der Mutter erst später zeigte; und wiewohl ich ihn später fand und lesen konnte, so that ich es doch nicht, weil ich mir den Inhalt so zu sagen aus dem Finger schnitzen konnte. „Ich nehme mir Ferdinand doch," sagte Riekchen zum Vater, der ihr den Brief brachte, als sie ihn gelesen hatte, und dies in einem tälschenden, probirenden Tone.

„Närrcheleben," lachte der Vater, Du glaubst, wenn er Dir zärtliche Briefe schreibt, mußt Du ihn heirathen? Papier ist geduldig, und in Paris lernt man Complimente machen."

Ich stieß Mutter an, und diese ließ sich nun in ein weitläufiges Gespräch ein, worin sie erwähnte, daß auch ich, der ich doch früher so ungemein für diese Verbindung gewesen sei, jetzt dagegen sei.

„Du meinst auch, daß es nichts ist, Ferdinandleben?" fragte mich mein Vater nähertretend.

„Warum sprichst Du gar nicht einmal so mit dem Vater?" sagte meine Mutter zugleich.

„Weil es mir nicht ziemt, daß ich meinem Vater darüber spreche. Wenn mein Vater mit mir einmal darüber wird sprechen wollen, so werde ich ihm dann auch meine Meinung an den Tag legen."

Mein Vater schwieg und empfahl sich bald darauf.

Mutter und Riekchen sprachen nun viel mit mir hiervon. „Ich möchte Ferdinand schon nehmen," sagte Riekchen zu mir, „aber wenn Du mir solche Angst machst, daß ich dann wie eine Secretairsfrau und so leben müßte . . ."

„Noch ärger, noch ärger! liebe Schwester," setzte ich in zutraulichem Tone hinzu, „glaube mir, Du bist grenzenlos unglücklich, wenn Du diese Partie eingehst. Du hast keinen Begriff davon."

Riekchen wurde nachdenkend, traurig.

Mutter trat jetzt auch mit größerer Zuversicht auf, weil sie gesehen, daß Vater auch nicht so dafür wäre, wie sie es immer glaubte und Riekchen es ihr glauben machen

wollte, trotzdem daß ich sie zu überzeugen suchte, daß man sich in Vater täusche. Dies gestern.

Heute kam nun Onkel Friedländer, der erfahren wollte, was Ferdinand an R. geschrieben hätte. Zugleich bat er Riekchen, eine Antwort fertig zu machen.

Abends wurde viel hierüber disputirt. Mutter rieth, gar nicht zu schreiben, denn wenn Riekchen wieder einen Brief im gewöhnlichen Liebesstil schriebe, so müßte Ferdinand denken, daß noch Alles seinen alten Gang ginge. Ich that ihr aber dar, wie Ferdinand, wenn er keinen Brief erhalte, allen anderen Ursachen Schuld geben konnte und, wenn er ganz ahnte, doch keine Gewißheit hatte.

„Was ist also zu thun, fragte Mutter.

„Ein Brief muß geschrieben werden, aber der Inhalt desselben eben der sein, daß Riekchen seine Frau nicht werden könne.“

Meine Mutter gab mir Recht.

„Was soll ich aber mit Onkel Friedländer machen?“ sagte Riekchen. „Wenn er morgen kommt, so erzähle ich ihm Alles, was Ihr sagt und der Vater, und daß nichts daraus wird.“ .

(Melodie: „Alle, Alle, Rachel ist kein' Kalle, Nossen ist kein Chossen“ ꝛc. ꝛc.*)

---

*) Die Sache ist aus, Rahel ist keine Braut und Nathan kein Bräutigam mehr.

„Thue das," meinte Mutter, „erst aber sage es dem Vater, so wirst Du doch seine Antwort hören."

Ich schüttelte mit dem Kopf.

„Was meinst Du?" sagte Mutter.

„Ich meine, daß Vater der Rieke gar keine Antwort geben wird, doch dann mag sie es Abellino immerhin erzählen."

Meine Prophezeiung ging in Erfüllung. Vater antwortete gar nichts auf Riekchens Vorstellungen. Doch als Onkel Friedländer andern Tags kam und fragte, ob sie schon geschrieben habe, gab sie keine bestimmte Antwort, sondern entschuldigte sich mit Mangel an Zeit.

„Ferdinand läßt Dich in seinem Brief grüßen," begann Riekchen zu mir. „Er weiß nicht, wie Du Dich geändert hast. Du mußt doch einen Grund haben. Nenne ihn mir."

Ich weiß wahrlich selbst nicht, wieso ich mich so geändert, der ich sonst an einer einmal gefaßten Meinung so festhänge und doch gewiß nicht wankelmüthig bin. Aeußere Eindrücke sind es nicht. Kein Mensch hat mich gegen ihn einnehmen wollen. Und ich bin auch nicht einer von denen, die ihre Ueberzeugung aufgeben, durch die Autorität Anderer bewogen. Es ist ein gewisses je ne sais quoi.

Mir ist das Herz verwandelt und gewendet,
Es flieht vor diesem Ferdinand zurück.

Doch wirklich, wenn ich nur im mindesten glaubte, daß an der Partie was wäre, so würde ich nicht dagegen sein. Aber ich habe die festeste Ueberzeugung, daß Riekchen unglücklich werden würde, weil die Abhängigkeit, in der sie sich befinden würde, gar zu lästig, der Mangel gar zu drückend wäre. Dazu kommt, daß ich Riekchen kenne. Ich habe aber auch die festeste Ueberzeugung, daß aus dieser Partie nichts wird.

Donnerstag, 6. Februar.

Gleich früh kamen wir wieder auf unser altes abgedroschenes Thema zurück in Betreff Riekchens und Ferdinands. (Melodie: Eduard und Kunigunde.) Riekchen meinte unter Anderm: „Und wenn ich auch Ferdinand nicht nehme, den ersten Besten werde ich nicht nehmen. Es ist gar keine Partie da."

Flugs entgegnet' ich drauf der also sprechenden Schwester:
„So nimm doch den L. aus Inowrazlaw."

Ich weiß nicht, ob ich seiner hier schon Erwähnung gethan habe, wenn nicht, zur Sache: Es ist dies ein Verwandter von Madame Paierl, ein junger Mann, spricht vier Sprachen, von sehr reicher Familie, hat selbst 30—40,000 Thaler und kann sich mit diesem nervus rerum ansiedeln wo er will, verlangt eine Frau mit 15,000 Thalern — denn da die Frau die Hälfte des Mannes ist nach der heiligen

Bibel, so soll sie auch die Hälfte seines Vermögens haben —, doch ist sie hübsch und gebildet, 10,000. Madame Paierl will nun ihn mit dem Vater zu Frankfurt Bekanntschaft machen und dann herkommen lassen.

„L.", entgegnete die Mutter, „wird wenigstens 8000 Thaler wollen, und Vater giebt die nicht."

„Nicht?"

„Nein, er thut sich schon, wenn er 6000 Thaler giebt. 5000 Thaler giebt er wenigstens, bei 6000 Thaler strengt er sich an. Wenn er sie aber mit 8000 will, will ich meine Diamanten herausgeben und sie verkaufen. Da werde ich auch 2000 Thaler bekommen."

Nun, frage ich, giebt es noch so eine Mutter? Nein! nein! nein! Ich aber wurde zornig in gerechtem Unwillen und erinnerte Mutter an jenen Vers über Frankfurts Thoren.*)

Vater kam spät Abends nach Hause.

Mutter und Riekchen hatten sich Nachmittag sehr gezankt und Riekchen hatte sich schon um fünf ins Bett gelegt. Dies klagte nun Mutter an Vater.

---

*) Lassalle meint den Spruch, der neben einer an manchem Stadtthor Norddeutschlands aufgehängten Keule angebracht ist:

> Wer seinen Kindern giebt das Brot
> Und leidet nachmals selber Noth,
> Den soll man schlagen mit der Keule todt.

„Ach!“ seufzte dieser, „es ist ein trauriges Geschick, jeden Tag richten zu müssen zwischen Frau und Tochter, Mutter und Kind. Mein Sohn,“ sagte er, indem er mir die Hand gab und mit mir auf und ab ging, „mein Sohn, ohne Frömmler zu sein — das, weißt Du, bin ich nicht —, glaube mir, ist es das Beste, sich auf Gott verlassen, wie unsere heilige Schrift sagt: ‚Uebergieb dem Herrn Deine Wünsche, und er wird für Dich sorgen.‘*) Siehe, ich habe traurige, traurige Jahre verlebt und danke noch Gott, daß er mir die Energie verlieh, nicht nachzugeben. Aber Du weißt nicht, wie unglücklich ich mich fühle. Da Riekchen so beharrlich war bei ihrer unglücklichen Neigung, so war an keine baldige Auflösung zu denken. Hier in Breslau wußten es Alle, und kein anständiger junger Mann hätte ein Mädchen genommen, das einen Andern liebte und liebt. Ich konnte mich auf gar keine Idee einer auswärtigen Verbindung einlassen, weil Jeder, der in solcher Absicht hierhergekommen wäre, auch jenes unglückliche Verhältniß erfahren hätte. An eine Partie, so lange jene Liebe anhielt, war also nicht zu denken. Und doch hatte ich früher geglaubt, durch Riekchens Eigenschaften, durch meine Stellung, meine Verhältnisse anständig zu sorgen. Ich wußte gar keinen Ausweg. Da ver-

---

*) „Befiehl dem Herrn Deine Wege und hoffe auf ihn; er wird es wohl machen.“ Psalm 37, 5.

ließ ich mich auf Gott. Ich hatte das feste Vertrauen, daß er Alles zum Guten lenken wird. Er hat mir auch die Idee eingegeben, immer gegen die Verbindung zu sein. Denn glaube mir, alle menschliche Klugheit reicht nicht aus." So sprach mein würdiger Vater.

Sonnabend, 8. Februar.

Ich hatte trotz der Bitten meiner Mutter beschlossen, heute zur Predigt zu gehen. Während wir uns anzogen, kam Braun aus Glatz, der Mutter sehr animirte, kommenden Sommer nach Gräfenberg zu gehen.

Wir traten in das Gotteshaus. Eben hatte Geiger die Kanzel betreten, und nach einem kurzen Gebet für sich sprach er mit salbungsvollem Ton die Worte seines Textes: „Herr, so wir einen Bau unternehmen, und Du segnest ihn nicht, was sollte es da für ein Bau werden!" 2c. und setzte nun auseinander, daß dies wohl von jedem Bau gemeint sei, der in die äußere Erscheinung tritt, wie auch von jedem Bau, den wir in unserm Innern unternehmen. „In eurem Innern sollt ihr dem Herrn Tempel bauen." Darauf kam er auf die Worte der Schrift: „Das ist ein Tisch des Herrn." „So ihr redlich euch euer Brod erworben, so könnt ihr sagen: das ist ein Tisch des Herrn. So aber an euren Speisen das Blut derer klebt, die ihr unterdrücket, in euren Getränken die Thränen der Wittwen und Waisen sind, die

sich mit Recht über euch beklagen, wie wollet ihr dann hintreten vor den Herrn und ihm danken für das, das er euch gegeben, wenn ihr es seinen Geschöpfen entrissen habt!"

Ich sah mich bei diesen Worten nach einigen Bekannten um.

Er berührte darauf den Satz, daß die Gelehrten und Weisen nicht mit ihrem Wissen prunken sollten. Sie sollten, wie es in der Schrift heißt, einen Deckel darüber schieben. „Aber doch sollt ihr, lieben Freunde, euer Wissen äußerlich erkennen lassen, durch eure Thaten. Aus euren Thaten soll man urtheilen können und die Pracht eures Wissens erkennen." Unter Anderm warnte er vor Lebensüberdruß. „Oft scheint Manchen ein Höheres in diesem Leben nicht da zu sein, sie sehen Jenen sterben in Armuth und Jenen leben in Uebermuth und sprechen: ‚Ach, es ist nichts Höheres im Leben'. Aber, lieben Freunde, wenn die Sonne nicht strahlt, so ist es nicht, weil sie ihren Glanz verloren hat, sondern blos weil Wolken über der Erde ihre Strahlen auf einen Augenblick nicht durchdringen lassen."

Kurz, Geiger machte, obwohl diese seine Predigt lange nicht seine vorige erreicht, wie man sagt, einen großen Eindruck auf mich.

Nachmittag ging ich zu Isidor, der mich sehr über meine Nase bedauerte. Wir gingen zu Hesse, wo ich heute merkwürdiges Pech hatte und sieben Silbergroschen ausgab.

Isidor ging in die Tanzstunde, ich zu Manatschal, von da nach Hause. Wir spielten Piquet, und Mutter konnte heute kein einziges Spiel gewinnen.

Montag, 10. Februar.

Als ich aus der Schule wieder nach Hause kam, war wieder — zur Abwechselung — großer Zank zwischen Riekchen und Mutter gewesen, und Beide weinten schrecklich. Als nun Vater Mittags essen kam und die Mutter wieder sehr zu weinen anfing, wurde er, wie natürlich, sehr böse und verdrießlich und aß keinen Bissen. Ich redete so viel wie möglich Riekchen und Mutter gut zu, gab Beiden Recht und Beiden Unrecht, so daß sie sich etwas näherten. Als Abends Vater nach Hause kam, so wollte er Anfangs nicht essen. Doch vermochte ich ihn endlich dazu.

Dienstag, 11. Februar.

Vater brachte mir heute den Plan von dem Leipziger und Hamburger Institute. Ich las ihm beide vor, doch entschied er sich noch nicht für eines. Das in Hamburg scheint mir weit praktischer zu sein, als in Leipzig, wo es mehr schulenmäßig ist. Auch zieht es mich schon deshalb nach Hamburg, weil die Stadt größer und schöner ist, und auch in Beziehung auf das häusliche Leben man dort lange nicht so gefesselt und bewacht ist, wie es aus dem Leipziger

Regulativ hervorgeht. Wenn ich aber nach Hamburg komme, so geschieht dies erst im Juni, da der Vater dann erst Zeit hat.

Mittwoch, 12. Februar.

Ich ging heute zum Schneider Wolf und fragte ihn, ob er einen Amor habe. Er bejahte dies, sagte mir den Preis (zwei Thaler) und bestellte mich auf Donnerstag Mittag. Als ich nun nach Hause kam und Riekchen es der Mutter erzählte, so wollte diese ihr Versprechen, mir einen Thaler dazu zu geben, zurücknehmen. Sie hatte mir Tags vorher einen Thaler versprochen zu einem Geschenk für die Braut oder einer Maske. Es kam zu einem kleinen Gezänk, und ich sagte, was ich auch halten werde, daß ich ohne zu schenken, und ohne Maske nicht gehen würde.

Donnerstag, 13. Februar.

In der Schule machte ich mein Gedicht für den Polterabend. Nach Hause zurückgekehrt, erwirkte ich die Erlaubniß durch vieles Bitten, als Amor gehen zu können. Vater gab mir Erlaubniß zu gehen, aber kein Geld dazu. Mutter schenkte mir einen Thaler. Abends machte ich ein Gedicht für Riekchen als Fortuna.

Freitag, 14. Februar.

Nachmittags um vier Uhr ließ ich mir meine Maske holen und fand, daß sie mir schön stand.

Sonnabend, 15. Februar.

Ich ging zu Geigers Predigt. Nachmittag zog ich mir meine Maske an. Wir warteten sehr lange auf Klingenbergs. Sie kamen nicht, und wir mußten endlich ohne sie fahren. Auf dem Polterabend selbst amüsirte ich mich sehr gut. Besonders meine Maske als Amor gab mir Stoff zu vielen Beziehungen. Brainersdorfs Bruder (Spanerl) war ebenfalls als Amor da. Die Leute wollten mir versichern, daß ich schön aussähe, sowohl Herren als Damen. Besonders mit Emma Prager amüsirte ich mich sehr gut, die ich mit dem Moritz Levy sehr aufzog. Dieser, Graefenhagen, besonders Spanerl, behaupteten, Amor hätte eine Gevoure Eisen. Besonders mein Streit mit Spanerl amüsirte mich sehr, dem ich mich freundschaftlich anschloß und sogar duzte. „Hören Sie, Lassal, Sie sind ein verdammt malitiöses Luder, aber ein witziger, excellenter Kerl und weit gescheidter, als Ihre Jahre es vermuthen lassen. Wenn Se fünf Jahre werden älter, da wird es die Welt nicht mit Ihnen aushalten.“ Was mein Urtheil über Spanerl betrifft, so ist er erstens ein witziger, geistreicher Kerl, spricht gut französisch, und hat noch alte gediegene Bildung, da er schon Abiturient war.

Sonntag, 16. Februar.

Wir fuhren zur Hochzeit. Häniger, olim Bacchus, Beda, gestern Apollo, und ich, amüsirten uns auf eigene

Faust, während der etwas langweiligen Epoche vor der Predigt. Geiger hielt darauf eine sehr rührende Rede. Hierauf tranken wir Kaffee und aßen, wobei ich mich über den Heißhunger Hänigers und Bedas, Spanerls und Schlochows sehr amüsirte. Darauf liefen wir in den Galerien herum, bis es zum Essen ging. Nun that sich die neunte Compagnie, bestehend aus sechs jungen Leuten, unter Spanerl zusammen, die keine Damen engagirten. Ich trat ihr bei. Nun wollten Spanerl und Wentzel und ein Dritter inconnu mich durchaus besoffen machen, aber ich dachte an Krappitz und hütete mich. Wentzel erklärte mich ein über das andere Mal für uncommentmäßig, und ich wurde verdammt, mich immer auf volle Gläser herauszupauken. Ich that es immer, aber trank dabei eben soviel Gläser Wasser, erging mich in der Nebenstube und hütete mich, wie in Krappitz, süßen und sauren Wein zu mischen. Spanerl selbst sagte mir dann, er wundere sich, daß ich nicht betrunken geworden bin.

Um vier Uhr kamen wir nach Hause.

Montag, 17. Februar.

Vor acht Uhr brachte mir Gerstenberg noch meine deutsche Arbeit. Ich hatte ihm nämlich Sonnabend erzählt, daß ich eine sehr lange deutsche Arbeit über Sonntag zu machen hätte, dies doch aber schlechterdings nicht angehe. Er hatte sich sogleich erboten, sie mir zu machen. Da dies aber

nicht geht, weil die Arbeit die Philippi'sche Rede betrifft, so hatte ich ihm nach Verabredung Sonntag mein Unreines gegeben, und nun brachte sie mir der gute Junge ins Reine geschrieben.

In der Schule schlief ich den ganzen Tag.

Uebrigens habe ich gefunden, daß mich die Hochzeit auch viel Geld gekostet. Vorigen Sonntag hatte ich einen Thaler achtzehn Silbergroschen: einen Thaler von Köhler, achtzehn Silbergroschen von Mama. Jetzt habe ich nur noch zehn Silbergroschen in der Börse, von denen ich siebeneinhalb meiner Schwester schuldig bin, und die ich, weil es nichts Halbes und nichts Ganzes ist, so schnell als möglich ausgeben will, um dann ganz auf dem Trockenen zu sitzen. Male parta, male delabuntur.

Mittwoch, 19. Februar.

Mit meinem Gelde bin ich fertig, und den Dalles habe ich nun.

Vater fragte mich, ob es wahr wäre, daß ich in einer Gesellschaft gesagt haben soll: „Mein Vater wird nicht seine einzige Tochter einem Pariser mit leeren Taschen geben." Wer mir diese schändliche Lüge erdichtet, weiß ich nicht. Vater aber hat sie vom Onkel Friedländer.

Donnerstag, 20. Februar.

Ich stellte meinem Vater heute vor, daß mich die Hochzeit einen Thaler vier gute Groschen gekostet hätte, und

bat ihn, mir doch etwas dazu zu geben. Es war umsonst. Ich bat um zehn Silbergroschen für den Uhrmacher, aber Vater meint, dies käme mir zu mit meinem Taschengelde zu bestreiten. Nun bat ich um die vierzehn Silbergroschen Taschengeld, die ich zu fordern habe. Aber Vater gab sie mir nicht, wurde zornig, schrie mich sehr an und befahl mir, das Maul zu halten, obgleich ich vorstellte, daß ich keinen Pfennig Geld hätte. Da war mein Entschluß gefaßt. Ich nahm meinen Bost und meinen August und ging damit zum Antiquar, der reichte mir sechszehn Silbergroschen dar.

Freitag, 21. Februar.

In der Schule erfuhr ich, da die Conduiten schon circuliren, daß mir Tschirner geschrieben hatte: der Alte. Und das kränkte mich sehr. Ich hatte mich seit voriger Censur etwas mehr angestrengt und bedeutend mehr geleistet. Es ist, wie ich ohne Parteilichkeit für mich sagen kann, eine Ungerechtigkeit. Ich machte Betrachtungen. Ich dachte nach, wie es käme, daß so ein Hennige, Preiser, die mir doch, wie ich selbst sagen muß, an Talent, Auffassungsgabe, Genie, Beurtheilungskraft, Verstand, Geist nachstehen — und dies so weit! — gute Conduiten bekommen, während ich keine ziemliche erlangen kann. Ich dachte nach, wie es kommt, daß ein Wollheim, der zwar viel Genie hat, aber so faul ist wie ich, auf der ersten Bank sitzt und ich auf

der vierten. Köhler sagte in der Stunde zu mir: „Weißt Du, Lassal, ich habe so oft über uns Beide nachgedacht, und Du kannst es mir wirklich glauben, wir Beide passen auf kein Gymnasium.“ Und en verité, ich kann keinen anderen Schluß ziehen als den:

Hic sum barbarus, quia non intelligor illis.*)

Sonnabend, 22. Februar.

Nachmittag ging ich zu Dominik, mich frisiren zu lassen, da wir zum Thee bei S. Levys invitirt waren. Als ich nach Hause kam, waren die Eltern schon angezogen, und Vater kam mir entgegen mit einer Ohrfeige, da er über mein langes Ausbleiben pikirt und Mutter ängstlich war. Doch war ich noch froh, daß Vater nicht ahnte, wo ich gewesen war. Bei Levys amüsirte ich mich sehr gut. Besonders die Tableaux und die Gedichte von Emanuel waren herrlich. Ich aß und trank nach Möglichkeit viel, aber seit der Geschichte mit Krappitz hüte ich mich wohl, über mein Maß hinauszugehen.

Montag, 24. Februar.

Es ging mir heute recht komisch in der Schule, und es kann wohl sein, daß ich recht viel Erfahrungen in zwei

*) Barbarus hic ego sum etc. Ovid. Tristia lib. V. X. 35.

Stunden gemacht habe. Ich ging nämlich in die Schule, wie gewöhnlich, ohne mein griechisches und lateinisches Exercitium zu haben, wie ich sie denn seit einem halben Jahre immer erst in den Stunden Köchers und Rüdigers mache. Ich kann wirklich deutlich an mir sehen, was Ungerechtigkeit nicht bewirken kann! Als ich nach Secunda kam, war ich wirklich fleißig und strengte mich an. Als nun Probe geschrieben wurde, so versicherten mir alle Parteilosen der Klasse, daß ich Erster oder Zweiter der Neuen werden würde; sogar meine Feinde sagten, daß ich um vier bis fünf heraufkommen würde. Zu jener Zeit erinnerte ich mich, in der größten Verwunderung über meines Nachbars Faulheit gewesen zu sein, als ich ihn einmal seine Exercitien in der Stunde, die der lateinischen vorherging, machen sah. In der Schule fremde Arbeiten zu machen, das war nichts Ungewöhnliches, aber so — wie soll ich sagen? — so sich auf sein gutes Glück zu verlassen, daß man die Arbeiten, die man in einer Stunde abgeben muß, eine Stunde vorher anfertigt! Kurz darauf setzte Tschirner mich eine Bank hinunter. Daß es die totalste Ungerechtigkeit war, sagte die ganze Klasse, und was mehr, mein Bewußtsein. Und seit jener Zeit bin ich in Faulheit verfallen, damit ich doch das Heruntersetzen nicht unverdient erleiden möchte, und diese Faulheit ist wirklich nicht gar zu gering.

Doch zur Sache. Ich kam wie gewöhnlich ohne Exercitien in die Schule und wollte sie wieder wie gewöhnlich

von Henkel borgen. Aber mit dem Griechischen war er noch nicht ganz fertig, und das Lateinische gab er eben Hahn. Es ist dieser Hahn ein Mensch, der alle Anlage hat, ein wahrhafter Bösewicht zu werden. Neidisch, findet seine schwarze Seele in nichts mehr Vergnügen, als in der Misere Anderer. Dabei hat er einen scharfen, durchdringenden Verstand, viel Ausdauer, Witz und Feigheit. Alle seine Handlungen werden von dem schrecklichsten Eigennutz geleitet, der sich denken läßt. Mich haßt er, wie ich es wohl weiß, aber dieser Haß, sonst so deutlich ausgesprochen, tritt jedesmal in den Hintergrund, sobald es seinen Vortheil gilt, sobald er mir etwas verkaufen oder von mir etwas kaufen will, Geschäfte, deren ich viel mit ihm gemacht habe, denn ich gehe gern mit ihm um — das heißt, blos in der Schule —, um meinen Blick zu üben in der Menschenkenntniß.

Dieser Hahn nun bemühte sich eben, als Henkel mir das griechische Exercitium reichen wollte, es mir vor der Nase wegzuschnappen, und es gelang ihm. Und merkwürdig, ich konnte heut kein Exercitium bekommen. Köhler hatte seine an Sturm geborgt. Langen und Kock arbeiteten. Ich wurde wirklich etwas ängstlich. Es wird immer später und ich habe noch kein Exercitium. Da drehe ich mich um und auf mir ruht schadenfroh, teuflisch lächelnd, Hahns tückisches Auge. Dieser Blick zeigte mir die gräßlichste Schadenfreude, die ihn belebte; aber dieser Blick hat auch in mir Haß gegen

ihn entzündet, Haß, der, bei meinem Wort, lange währen soll, bis er sich gefühlt hat. Ich hasse außer ihm nur noch einen Menschen, und das ist T. Aber, bei Gott! ich glaube, dieser Haß — und gegen letzteren besonders — wird ewig dauern !!! Mein Vater sagt, er gönnt ihm nichts Böses. Ha, über die gutmüthigen Weibsnaturen, Tod ihm! Elend! Vernichtung werde ich bis zu meinem letzten Augenblicke ihm wünschen und, bei Gott! es nicht beim bloßen Wünschen bewenden lassen. „Selbst Hand ans Werk gelegt" und „Von der Stirne heiß" &c.

Es schlägt neun, und ich habe noch kein Exercitium. Da wende ich mich an Meitzen, der erst kürzlich zu uns vom reformirten Gymnasium gekommen, und der mein bester Freund war, so lange ich jenes Gymnasium besuchte. An ihn wandte ich mich in meiner höchsten Noth. Schon glaubte ich auch hier eine abschlägige Antwort davonzutragen, aber nein, er sagte es mir zu, doch wollte er es sich blos noch durchsehen. Ich wartete eine Viertelstunde. Er war noch nicht fertig. Eine halbe Stunde verging, da bekam ich die Antwort: er habe es sich zum Grundsatz gemacht, seine Exercitien nicht zu verborgen, und wolle daher keine Ausnahme machen, so leid es ihm auch thäte. Ich lachte laut über den guten Freund. Da endlich erhielt ich ein Exercitium. „Nach so vielen Leiden" &c. Aber der heutige Vormittag hat tiefen Eindruck auf mich gemacht.

Freitag, 28. Februar.

Heute kam der Rector mit den Conduiten. Meine war, wie ich voraussehen konnte, ziemlich schlecht. Da rief der Rector meinen Namen. Ich stand auf, und als er mir die schlechten Zeugnisse vorlas, erwiderte ich: ich wüßte nicht, wie ich das verdient hätte.

„Ja, ja, Lassal," entgegnete Schönborn, „man läßt Ihren Verdiensten nur keine Gerechtigkeit widerfahren. Doch — und hierbei langte er mir die Conduite zu — sagen Sie, warum sehe ich nicht die Unterschrift Ihres Vaters und immer die Ihrer Mutter?"

„Weil mein Vater öfters abwesend ist," erwiderte ich. Und in dem Buche blätternd, fügte ich hinzu: „Doch ist auch seine Unterschrift da."

„Lassen Sie doch einmal sehen, wo das ist."

Ich langte das Buch hinüber.

„Ein einziges Mal hat Ihr Vater unterschrieben und das war voriges Jahr. Ist Ihr Vater schon ein Jahr abwesend, oder blos immer, wenn Sie die Censuren bekommen?"

„Nein," erwiderte ich und ich glaubte fest, der Rector würde zu meinem Vater schicken und ihn bitten lassen, selbst zu unterschreiben. „Wenn Vater auch da ist, so läßt er doch manchmal die Censur von Mutter unterschreiben."

„Das will ich Ihnen erklären!" schrie Schönborn. „Weil Sie die Censur nie dem Vater und nur der

Mutter zeigen!“ Der Mann wußte nicht, daß ich es in der Virtuosität so weit gebracht habe, sie Niemand zu zeigen. „Aber das verbitte ich mir! Die Unterschrift Ihrer Mutter gilt gar nichts.“

„Hoho!“ dachte ich, „meine Mutter hat Procura.“

Jetzt gab er mir das Buch wieder. Eine Centnerlast fiel von meiner Brust, als ich das kleine Büchlein noch in der Hand hatte. Doch war mir das Ganze sehr unangenehm, und ich will auch gleich sagen, warum. Bis jetzt hatte ich immer den Namen meiner Mutter unterschrieben, und es hielt mich eine gewisse Ehrfurcht davon ab, das gewichtige „Heymann Lassal“ hinzuschreiben. Diesmal mußte ich aber diese Scheu ablegen, und so brachte ich andern Tags meine Censur vom Vater unterschrieben, nämlich von mir, der ich nach Bedürfniß Vater, Mutter und Sohn bin.

Wirklich, wenn mein Vater über das Conduitenwesen die richtige Ansicht hätte, ich würde ihm die Conduiten zeigen, und wenn mich die härteste Strafe erwartete. Aber mein Vater würde sich wirklich zu sehr ärgern, es würde ihn auf Wochen angreifen, er würde sich Wunder was für Gedanken über meine Untauglichkeit machen und nie recht glauben, wenn ich ihm zuriefe:

„Laß Dich nicht irren des Pöbels Geschrei,
Nicht den Irrthum rasender Thoren.“

Sonnabend, 29. Februar.

Von Tschirner erhielt ich eine Nase, weil ich auf den Titel meiner Censur geschrieben: „Wahrheit und Dichtung.“

Spielte bei Hesse. Kaufte Pinsk für siebeneinhalb Silbergroschen Federmesser ab und wollte es meiner Mutter für zehn Silbergroschen verkaufen. Sie versprach mir, fünf dazu zu geben. Spielte Piquet.

Sonntag, 1. März.

Heute sollte Vater abreisen. Als ich aufstand, fand ich sowohl ihn, als Mutter sehr verdrießlich gegen Jedermann. Es fand auch ein kleines Zankduett statt. Und als Vater abreiste, gab ihm Mutter, als er sie zärtlich umarmen wollte, keinen Abschiedskuß. Wir machten uns darauf fertig zur Landsbergischen Hochzeit. Nun hatte ich keine Handschuhe, keine Manschetten, kurz, ich wollte gar nicht fahren, ließ mich aber dazu bewegen.

Man tanzte. Julchen Sklower, die ich zum Galopp engagirt hatte, fand ich nicht und nahm mir eine andere Dame. Aber plötzlich steht sie leibhaftig vor mir. Ich stelle sie mit einer Gastrolle zufrieden, worüber Orgler als chapeau d'honneur (chapeau ordinaire) brummte.

Nach dem Tanz packt mich Orgler an und erzählt mir: „Gastrollen leide ich nicht zu geben, durchaus nicht. Du weißt, ich bin nicht fein.“ Ha, dachte ich, das weiß Gott!

Der Tanz beginnt. Ich war nicht engagirt, gehe zu Orgler, thue ihm dies kund und mache daher Ansprüche auf eine Gastrolle. Aber er meint, ich müsse durchaus mit den übriggebliebenen, id est nicht tanzen könnenden Damen tanzen. Aber ich gehe auf die jüngere H. zu, die mir sehr gut gefiel:

„Der Juno gleich an Wuchs,
Der Venus Reiz
Im holden Angesicht."

Ich wagte es und tanzte frisch drauf. Aber o impudentiae praedicandam nec ferendam!!! Orgler läßt die Musik aufhören. Ich führe meine Dame zum Platz. Tiefe Stille. Ich trete vor und rufe: „Herr Orgler, ich werde eine Gastrolle geben, und obwohl chapeau d'honneur, haben Sie nicht das Recht, es mir zu verbieten. Wir sind nicht auf bal paré, auch nicht bei Knappe, sondern auf einer Hochzeit."

Gleich ungeheurer Tumult. Leute, die auf mich und ihn zulaufen, um uns zu begütigen. Endlich gelingt dies meiner Schwester. Aber eine Rache behielt ich mir vor. Ich warf mit Anzüglichkeiten herum. Bei den wenigen Studenten nannte ich ihn homo expers humanitatis et communis vitae ignarus, bei den Damen, die gebildet, sprach ich vom savoir vivre, Anderen sagte ich, er müsse dies wahrscheinlich bei Kasperke gesehen haben.

Orgler, der dies Alles hörte — ich richtete es danach

ein — wurde wüthend und schickte mir seinen Chapeau d'honneur-Hut. Ich nahm ihn, warf ihn hoch in die Höhe und sagte, daß ein Hut, der von Orgler getragen werde, nicht würdig sei, von mir getragen zu werden. Da wüthete Orgler, sprang mir nach — zum Glück war Niemand dabei, denn es geschah im Nebenzimmer — und rief: „Hier will ich Dich nicht ohrfeigen, hier nicht." Ich lachte laut und ging in den Saal. Doch dachte ich darüber nach, was nicht vier Jahre machen. Wäre ich neunzehn Jahre, so hätte sich Orgler dies nicht gegen den Sohn seines Principals unterstanden, er hätte auch die Musik nicht aufhören lassen. Und bin ich nicht so schon ihm unendlich überlegen, außer an Corpus, Bildung, Tournüre, Geist, Verstand, Geld, Ansehen! Besitze ich von alle dem wenig, so besitzt er doch noch unendlich weniger. Und wäre mein Vater hier, so wäre Orglern das Drohen mit Ohrfeigen schlecht bekommen. Doch ärgerte ich Orgler so, daß er krank wurde, sich Thee mußte kochen lassen. Doch blieb er. Bei Tisch kam er zu mir, mir zuzutrinken. Nach Tische wurden auf allgemeines Verlangen Gastrollen gegeben.

Montag, 2. März.

Da Dienstag und Mittwoch keine Schule war, wie ich wußte, so wollte ich heute erst nicht gehen und bekam Leibschmerzen.

Mittwoch, 4. März.

Heute ärgerte ich meine gute Mutter sehr durch meine Hitze, was ich wirklich ernstlich bereue. Sie ist eine so gute Mutter, und doch vergesse ich mich so oft.

Sonnabend, 7. März.

Die Predigt des Dr. Geiger war ausgezeichnet. Nachmittag ging ich zu Hesse: Hört! hört! Ich gab dreiundzwanzig Silbergroschen aus. Nein, ich schwöre hiermit bei Allem, was heilig, bei meiner Eltern Leben, vor dem ersten April kein Queue anzurühren.

Sonntag, 8. März.

Wir arbeiteten die ganze Zeit daran, die Briefe zu erhalten, die Riekchen an T. geschrieben. Denn dieser schlechte Kerl geht nun darauf aus, den Ruf Riekchens zu zerstören. Und nun zeigt er allen seinen Bekannten und jedem Fremden sogar ihre Briefe, die wirklich so geschrieben sind, daß man Schlimmes von ihr denken könnte. Wir laboriren nun darüber, sie zu erhalten. Ich meinte, durch Bestechung der Dienstboten T.'s, und Johann wurde ins Interesse gezogen. Doch sehe ich noch kein Resultat. Lachs soll zu T. gehen, die Briefe zu lesen wünschen und den einen — denn einer ist es hauptsächlich — zerreißen.

Beda und Rolf sollen zu T. gehen, vorgeben, eine

Wette gemacht zu haben, daß das und das nicht in den Briefen stände, und ihm die Briefe entreißen. Riekchen hat ihm ein Taschenbuch, Nadelbüchse 2c., Andenken, da er sie eigennützig schimpfte, durch Gustel zurückgeschickt. Er leugnet, das Nadelbüchsel empfangen zu haben. Ich wiederhole nur: Fluch, den schrecklichsten Fluch über mich selbst, wenn ich ruhe, bis ich gerächt, fürchterlich gerächt habe an diesem Hund meine Schwester, meinen Vater! Wenn ich je daran vergesse, will ich verflucht sein, hier und dort. Wenn ich ihm die Leiden nicht zehnfach zurückerstatte, die er meinem Vater, meiner Schwester zugefügt, möge ich verdammt sein! Gott, du hörst es.

Heut Nachmittag trat der Versucher zu mir in der Gestalt Friedländers und forderte mich auf, mit ihm Billard zu spielen. Aber ich verneinte.

Montag, 9., Dienstag, 10., Mittwoch, 11., Donnerstag, 12. März.

Mein Verhältniß in Betreff der Schule wird immer unerträglicher. Immer mehr sucht mich Tschirner zu kränken und lächerlich vor der ganzen Klasse zu machen, und das Bittere, das ein jeder solcher Vorfall bei mir zurückläßt, bestärkt mich in meinem Unfleiß. Ich fühle es wirklich, wenn ich Ostern — was Gott verhüte — nicht nach Leipzig komme, so werde ich mich in sehr, sehr mißlicher Lage befinden.

Sonnabend, 14. März.

Mein Vater kam heute. Wie es scheint, so ist es noch sehr zweifelhaft, ob ich Ostern nach Leipzig komme. Dieser Gedanke versetzte mich in eine so trübe misanthrophische Stimmung, daß ich nicht zu Gerstenberg ging, versprochenermaßen, sondern zu Hause blieb. Aber Isidor besuchte mich, und ich ging mit ihm zu Hesse, wo ich jedoch kein Queue berührte.

Sonntag, 15. März.

Freitag war es mir gelungen, mein Federmesser an Mama zu verkaufen, für zehn Silbergroschen. (Zwei gute Groschen Profit.) Ich ging zu Manatschal, Perini, gab fünfeinhalb Silbergroschen aus und ließ für meine Schwester einen Pfannkuchen holen.

Montag, 16. März.

Als ich Nachmittag in die Schule ging, schlug es halb drei Uhr. Ich wollte mich daher nicht wieder von Tschirner herunterputzen lassen, sondern ging zu Samuel. Wir vesperten Wurst mit Schnaps; und ich bezahlte es. Darauf kam ein gewisser Fränkel und wollte Karten holen, um Onze-et-demi zu spielen. Ich willigte ein. Als er ging, erzählte mir Samuel, er habe neulich zehn Silbergroschen an ihn verloren, er habe verdammtes Glück, und ich würde

wahrscheinlich verlieren, warnte mich daher, zu spielen. Ich merkte gleich, daß Fränkel alle Karten kenne, doch half es ihm nicht, er verlor acht Silbergroschen und wurde blaß wie der Tod. Ich quetsche mich, wobei besonders Samuel mir behülflich war, unter dem Vorwande, in die Stunde zu müssen.

Dienstag, 17. März.

Heute brachte ich Vater auf's Gespräch über Leipzig und erfuhr, daß Vater in Frankfurt einen Brief erhalten habe, daß er mich bei einem Lehrer in der Anstalt nicht unterbringen könne, da diese ihre Zahl nicht überschreiten könnten, daß er aber keinen Bekannten habe, dem er mich anvertrauen wolle. Auch thäte es ihm leid, daß ich noch drei volle Jahre in der Anstalt bleiben und dann noch ein Jahr als Lehrling gehen müßte. Er wolle mich daher Ostern aus der Schule nehmen, ein Jahr privatisiren lassen und dann in ein Handlungshaus geben. Auch gut.

Nachmittag ging ich en passant zu Gerstenberg. Fränkel war da. Aber obwohl wir zu herabgesetzten Preisen spielten, verlor er, trotzdem er alle Karten kannte, siebeneinhalb Silbergroschen. Allein er gab vor, kein Geld bei sich zu haben, und versprach mir, andern Tags zu bezahlen. Samuel schnitt bedenkliche Gesichter.

Mittwoch, 18. März.

Nachmittag vor zwei ging ich zu Gerstenberg. Dieser erzählte mir, Fränkel habe Vormittag zu ihm gesagt, er werde auf keine Weise Spielschulden mir bezahlen. Nun rieth Samuel mir, da er doch von ihm elf Silbergroschen erhalten und ihn mit Karten, die er kenne, betrogen habe. Ich beschloß auch zugleich, meine Maßregeln zu treffen, ging in sein Gewölbe, traf aber nur seinen Herrn, der mich ein Langes und Breites nach meinem Namen und Anliegen fragte. Ich nannte ihm ersteren — augenblicklich verbreitete ich Respect über seine Züge —, letzteres verschwieg ich, zog mich zurück und lauerte im Hinterhalt auf meine Beute. Fränkel kam. Ich sprang hervor wie ein Tiger auf seine Beute.

„Herr Fränkel,“ sagte ich, „wenn Sie nicht wollen, daß ich Ihnen bei Ihrem Herrn und bei Urbachs (seinem Onkel) einen Skandal machen soll, so geben Sie die sechs gute Groschen. Ich begegne Ihnen so, weil ich von Gerstenberg erfahren habe, wie Sie sich benehmen.“

Er erbleicht, stammelt, er werde bezahlen, habe kein Geld jetzt, werde es zu Gerstenberg bringen. Ich entferne mich. Es schlägt vier Uhr. Ich eile auf Flügeln der Habsucht zu Fränkel. Er ist allein und fängt jene abgedroschenen Redensarten an: „Er hätte mir bezahlt, wenn ich ihn nicht so behandelt hätte. Er habe mit Gerstenberg nur gespaßt. So aber bezahle er nicht.“

Da breche ich los: „Hören Sie, ich werde Sie lehren, was es heißt, um Geld spielen und nicht bezahlen. Bezahlen Sie nicht, so wird Ihr Onkel oder Ihr Herr bezahlen. Ueberdies werde ich dem auch sagen, wie Sie, als er auf der Messe war, sein Gewölbe allein ließen und Onze-et-demi spielen gingen. Auch mit falschen Karten zu spielen, werde ich in Anrechnung bringen.“ Kurz, ich schüchterte ihn so ein, daß er mir bezahlte und alle Wuth zu Samuel ausließ, der herüberkam, und den er Esel, Ochse schimpfte.

Donnerstag, 19. März.

Heute ist Purim. Ich habe mir schon längst einmal vorgenommen, zu schwänzen, und that es heut. Ich ging um acht zu Samuel ins Gewölbe. Wir machten dummes Zeug, ließen uns Frühstück bringen, Isidor holen u. s. w. Aus Langweile schrieb ich Samuel ins Hauptbuch und lernte wirklich mehr, als ich den Tag in der Schule gelernt hätte. Ich begriff den Cours der Louisd'or-Strazze und Hauptbuchführen, Brutto, Netto, Tara, Decort, Credit, Debet, An und Per ganz ziemlich. Samuel sagte mir, daß ich sehr schnell begriffe.

Sonnabend, 21. März.

Vormittags Abiturientenexamen. Abends thé dansant bei uns und Souper für Dorchen Friedländer und Bräutigam.

Ich amüsirte mich heut gar nicht und glaube, daß nur die Masken daran schuld waren. Es kamen hundertfünfzig auf einmal. Quel trouble! Alle, die zu uns kamen, amüsirten sich herrlich, nur ich nicht.

Montag, 23. März.

Es war soviel zu essen übrig geblieben von unserer grande fête, daß wir heute eine petite fête gaben, auf der ich mich besser amüsirte, als Sonnabend. Reichenbach kam. Man tanzte, lachte, trank und aß.

Dienstag, 24. März.

Heut waren wir wieder zu Zadigs gebeten. Aber ich hätte mich oben nicht amüsirt, wenn nicht der junge Borchert dagewesen wäre. Dieser hat mir schon Donnerstag Abend für meine Eitelkeit Stoff gegeben. Er sagte mir nämlich, er nehme viel Antheil an mir, ich sei genial, und es würde ihn um so mehr schmerzen, wenn mein Geist eine falsche Richtung nehme. Er sagte mir ferner, ich hätte schon längst seine Aufmerksamkeit erregt, da ich kein gewöhnlicher Knabe wäre. Nun ist dieser Borchert ein Mensch, dem ich mehr glauben kann, als jedem Andern, weil er nicht schmeichelt. Zudem ist er ein Mann, der im höchsten Grade den sens commun besitzt. Dr. Shiff hat mir dasselbe versichert, was B. Ich werde anfangen, es zu glauben.

Mittwoch, 25. März.

Heut kam ich um siebeneinhalb erst hinunter, da ich es verschlafen hatte. Vater, der schon verdrießlich darüber war, daß ich so viele Tage geschwärmt, der sich unten eben, von Mutter gereizt, mit Emilien und Riekchen gezankt hatte, zankte sich mit mir, prügelte mich sogar und Emilien und Riekchen, zerbrach einige Tassen u. s. w.

Aerger über diese Behandlung, Erkältung ꝛc. bewirkten, daß ich Nachmittag krank wurde. Sogleich aber wurde er wieder der liebende Vater, ängstlich, besorgt. Ich mußte mich ins Bett legen und fieberte stark.

Donnerstag, 26., Freitag, 27., Sonnabend, 28., Sonntag, 29.

blieb ich im Bett.

Mein Vater aber betrug sich diese Zeit so liebreich, geduldig, sanft wie es gar nicht zu beschreiben und nicht zu denken ist. Er war einige Zeit hitzig und ist jetzt um so sanfter. Dagegen hält nun meine Mutter die Waage. Denn die Mutter, so gut sie auch ist, hat eine beständige Neigung zu zanken, und es giebt kein Mittel dagegen, ihr diese Lust zu benehmen. Blos dann, wenn der Vater so acht Tage lang seiner Hitze sich überläßt, wird sie eingeschüchtert. Aber wie der Zorn beim Vater schwindet, wächst die Zanksucht der Mutter. Und das macht manchmal meinen

Vater recht unglücklich. So ist z. B. alle Tage Zank darüber, daß der Vater zu spät von der Ressource kommt. Das ist doch aber des Vaters einziges Vergnügen, die paar Stunden von vier bis achteinhalb.

Vater hat mir einen nagelneuen Zweithaler, Mutter einen Thaler geschenkt.

Montag, 30. März.

Guttentag erlaubte mir heute aufzustehen, aber ich blieb liegen. Er und Paetzold untersuchten meine Nase und stritten, ob in der Nase das septum oder ononium verletzt sei.

Der junge Urbach lehrte mich Whist. Auch 'ne schöne Gegend! Ein Lieblingsspiel von Dr. Shiff. Wir spielten en deux.

Meine Schwester soll heirathen. Viele junge Leute werden ihr vorgeschlagen. Davon ein andermal.

Dienstag, 31. März.

Heute ging ich aus dem Bett und las Wielands „Musarion“, die „Grazien“ und den „Verklagten Amor“. Dieser alte wollüstige Wieland dieser Schäker, dieser verliebte, der eine Busenrundung über Alles schätzt! Die Leute sagen immer, man solle die schlechten Romane hassen und nur Klassiker lesen. Und nun lese Einer den gediegenen Wieland, ob er nicht schlüpfriger ist, als der ärgste Roman von Paul de Kock.

Abends ging die Mutter mit Riekchen ins Theater, ich zu Urbachs, wo ich Whist spielte. Aber Mutter kam bald nach Hause, da das Stück „Czaar und Zimmermann" in „Norma" umgeändert war.

Widebein ist gehängt worden. Es war dieser junge Mann einige Jahre bei Löbbecke. Er galt für einen der schönsten, gebildetsten, elegantesten jungen Männer in Breslau und ist der einzige Sohn sehr reicher Eltern. Er hatte schon bei Löbbecke Kassendefecte gemacht und sein Vater 6000 Thaler für ihn bezahlt. Darauf war der junge Mann nach London gegangen, hatte hier Wechsel verfälscht und war gehängt worden, trotz aller Anstrengungen seiner ihn abgöttisch liebenden Eltern, die die größten Summen aufboten, ihn zu retten. Schauderndes Beispiel, wahrhaft schaudererregend! Dieser Roué, dieser Elegant, gehängt! Und diese Schande, Schmach für seine ihn so liebenden Eltern.

Mittwoch, 1. April.

Heute sollte ich das erste Mal ausgehen und zwar zu Krolls; doch ennuyirte ich mich beinahe daselbst. Auf Abends waren wir zu Zadigs zum Abschiedsschmaus und thé dansant geladen. Mathilde Wollheim war auch da und sah heute Abend recht hübsch und verführerisch aus. Mit Borchert sprach ich mich wieder über Vieles und Wichtiges aus.

Donnerstag, 2. April.

Auch heute ging ich noch nicht in die Schule. Nachmittag besuchte mich Borchert. Ich spielte mit ihm drei Partien Schach und gewann zwei. Darauf begleitete ich ihn. Er erzählte mir von seinem ältern Bruder, wie der mit sich selbst zerworfen sei. Er war nämlich schon in Prima gewesen, als er zum Kaufmannsstande übertrat. Nun sah er Leute, die aus Quarta abgegangen waren, die jetzt über ihm standen, Diener waren, während er Bursche war, und die jünger waren, als er. Er, der Homer und Cicero, Sophokles und Euripides gelesen, bekam keinen oder spärlichen Gehalt, da doch sein jüngerer Bruder, der aus Quarta abgegangen, sich in seinem Geschäfte anständig ernährte. Er sah dies, weinte blutige Thränen, wenn er einem bei weitem jüngern und noch dazu unwissenden Menschen nachgesetzt wurde, und nichts nützte ihm Homer und Demosthenes mit den sieben Weisen Griechenlands, ja auch Virgils:

„Durate et vos met rebus servate secundis"

konnte ihn nicht trösten. Da ergriff ihn Hohn, der furchtbarste Hohn; die Thränen versiegten, er weinte nicht mehr, wenn er zurückgesetzt, tief im Innersten verletzt wurde, sondern seine Lippen zogen sich zusammen zum convulsivisch krampfhaften Lächeln, sein Herz erstarrte zu Eis. Die Wärme, die jugendliche, verließ ihn, Hohn und Härte traten an ihre Stelle.

Eine Eisrinde legte sich um seine Brust, das Gefühl erstarb allmählich.

Ich hörte schweigend zu. Er malte mir, ohne es zu wollen, mein eigenes Schicksal. O, ich fühle es, wenn ich nicht bald abgehe, um so jung als möglich die Burschenjahre zu überstehen, wenn ich neunzehn, zwanzig Jahre alt, mit dem Geist der Griechen und Römer, mit ihren Schriften und ihrer Ideenwelt, mit den Helden der Ilias und den Dichtern Hellas' vertraut, Bursche sein sollte und einer meines Alters oder jüngerer Diener, der blos den einzigen Vorzug vor mir hat, nichts zu wissen und zu fühlen — —

Freitag, 3. April.

Heut ging ich in die Schule.

Sonnabend, 4. April.

Als ich aus der Schule kam, setzte ich mich hin und las „Kaufmann und Dichter".*) Vater tritt ins Zimmer. „Schon wieder liest Du Romane. Nichts und nichts als den ganzen Tag Romane lesen."

Ich frage, was ich denn machen soll, ob ich nicht suchen soll, mit der Literatur und den Belletristikern vertraut zu werden.

---

*) „Dichter und Kaufmann," eine Jugendarbeit von Berthold Auerbach, erschien 1839. Behandelt das Leben des Epigrammdichters Moses Ephraim Kuh.

„Faules Zeug! Ich verbiete Dir das."

Ich gehe ruhig ins andere Zimmer und hole mir Shakespeare, komme wieder und lese.

„Was hast Du da?" fragt mein Vater.

„Shakespeare," erwidere ich. „Das ist doch kein Roman."

„Ach!" schreit mein Vater, „Du hast genug Dichter gelesen! Nimm Dir eine schriftliche Arbeit oder einen lateinischen oder griechischen Dichter."

„Homer und Shakespeare," erwidere ich, „sind zwar von ganz verschiedenem Genre, aber gleich groß, Shakespeare so genial wie Homer."

„Das ist ein großer Unterschied," sagt der Vater, „das ist griechisch, und das ist deutsch."

Also nicht um die Sache selbst ist es zu thun nach Vaters Ansicht, man liest nicht Homer, um sich Geist und Herz zu veredeln, die Schönheiten, seinen Dichtergeist zu bewundern, nicht daß er auf unsere moralischen Principien einwirke, sondern nur, um Griechisch zu lernen!!

Sonntag, 5. April.

Heute früh besuchte ich den jungen Borchert und fand ihn wie seinen Bruder im tiefsten Negligée. Wir spielten Schach.

Nachmittags fuhr ich mit Lachs, Orgler und Krämer nach Kleinburg. Da trafen wir einen gewissen Hahn und

Fürstenthal, die wir nach Klettendorf mitnahmen. Seit dem 1. April darf ich Billard spielen, drum spielte ich eine Boule mit. Wir waren lustig, und ich amüsirte mich sehr gut. Als ich vor meinem Hause abstieg, traf ich Isidor und Friedländer, die zu den spanischen Reitern gehen wollten, mich abgeholt und von meiner Mutter die Erlaubniß erhalten hatten, daß ich, wenn ich käme, mitginge. Ich ging hinauf. Mutter war nicht mehr zu Hause. Es war schon spät, wir mußten uns eilen, in den Circus zu kommen, fanden auf dem zweiten Platz keinen Platz und waren also genöthigt, auf den ersten zu gehen, wo wir den Vortheil hatten, mit Sand überschüttet und von den Pferdeköpfen gestoßen zu werden. Ich hatte einen Disput mit einem Mann in hellem Rock, mit einer Reitpeitsche in der Hand, der ich gern zu einer näheren Bekanntschaft mit seinen Ohren verholfen hätte.

Als wir nach Hause kamen, war meine Mutter noch nicht da. Vater war, wie ich wußte, zu einem großen Abendessen. Ich ging also noch einmal mit Isidor und Friedländer zu Hesse, um Billard zu spielen. Als ich nach Hause kam, war es schon elfeinviertel, und nur mit Mühe und einem Aufwand von viel Tactik gelang es mir, den Sturm abzuwenden.

Meine Schwester ist seit einigen Tagen sehr bitter gegen mich. Sie spricht immer von meiner Verderbtheit gegen mich, und als ich sie zwang, deutlich mit der Sprache herauszu-

rücken, so sagte sie mir, daß ich schwänze und Billard spiele, mit solcher Sicherheit, daß es meiner ganzen Geistesgegenwart und:

> „Damit ich's kurz mit unsrer Sprache
> Kraft und Kürze sage“

meiner Unverschämtheit bedurfte, um es ihr auszustreiten. Die Person, von der sie es weiß, wollte sie mir nicht nennen, und ich glaube, sie hat es in meinem Tagebuch gelesen, zu dem ich den Schlüssel in letzter Zeit oft habe liegen lassen.

Montag, 6. April.

Heute war die letzte Schule, und ich weiß wirklich nicht, woran ich bin, ob ich bleibe in Breslau und privatisire, oder nach Magdeburg oder ins Pfefferland komme oder sonst wohin. Ich las Molières Sganarelle und dachte an die Regel:

> „Le bruit est pour le fat, la plainte est pour le sot,
> L'honnête homme trompé se retire et ne dit mot.“*)

---

*) Man könnte glauben, Lassalle habe diese bekannten Verse in dem Molière'schen Lustspiel „Sganarelle ou le cocu imaginaire“ gefunden, in das sie sinnlich allerdings ganz gut hineinpassen würden. Das ist aber nicht der Fall. Sie stehen in der vergessenen Komödie: „La Coquette corrigée“ von Lanoue und lauten — Lassalle citirt seiner Gewohnheit gemäß nicht ganz richtig — im genauen Wortlaut so:

> „Le bruit est pour le fat, la plainte pour le sot,
> L'honnête homme trompé s'éloigne ne dit mot.“

Dienstag, 7. April.

Mittag kam der Vater verstört nach Hause und verlangte mein Tagebuch zu sehen. Schrecken ergriff mich. Ich brachte es und schloß es auf. Vater sah nach, ob ich jeden Tag eingeschrieben hätte, und als er zum letzten Sonntag kam, so las er diesen Tag. Was soll ich sagen? Vater hatte gehört, daß ich Billardspielen war Sonntag Abends, und wollte auch sehen, ob ich es eingetragen hätte. Die Scene, die folgte, war schrecklich. Der Vater wurde immer blaß und roth und stieß Seufzer aus, von denen mir ein jeder centnerschwer auf die Brust fiel. Nachmittag ging ich es Isidor erzählen, der mich bedauerte. Als ich Abends nach Hause kam und Vater etwas weniger verdrießlich war, glaubte ich es überstanden zu haben. Ach, das Beste sollte noch kommen.

Montag, 8. April.

Und es kam. Heute früh fragte mich mein Vater nach der Conduite. Ich glaube, hätte man mir in diesem Augenblick alle Adern geschlagen, es wäre kein Blutstropfen geflossen. Vater fragte, ob ich, da die Ferien angegangen, noch keine Censur erhalten hätte. Ich verneinte.

„Wann bekommst Du die Conduite von Ostern?"

„Ich weiß nicht."

Gut, ich schreibe an den Rector. Der Mann wird mir

Antwort geben. Ich wette, daß Du mich dabei belügst. Aber ich werde es heraus bekommen."

Die Qualen, die ich hierbei ausstand, lassen sich nur fühlen. Eine solche Angst folterte mich, daß ich nicht wußte, wohin ich sollte. Aber wie seltsamer Contrast sich in dem menschlichen Herzen beut! Ich, der ich ein Verbrechen begangen, meiner Eltern Hand nachgeahmt hatte und immer nothgedrungen in der Lüge gegen meinen Vater fortfuhr, ich betete andächtiger als je zu Gott, er möchte mir helfen, daß dies nicht herauskäme, es sollte dieser erste Betrug auch der letzte sein in meinem Leben. Und ich fühlte mich beruhigt, als ich gebetet hatte, als wenn ich im Ernste hätte glauben können, Gott erhöre auch dann unsere Bitten, wenn sie die Verheimlichung eines Betruges bezwecken. Aber ich fühlte mich über diesen Punkt beruhigt.

Zur größeren Vorsicht beschloß ich, jetzt nicht in mein Tagebuch zu schreiben. Ich hätte meinem Grundsatz gemäß hier meine Angst in Betreff dieses Punktes ausgesprochen, und ich hatte Furcht, daß es zum Denuncianten dienen könnte, wie es mir noch von gestern im Andenken war. Ich führte auch diesen Vorsatz aus und füllte diese Lücke erst später aus.

Donnerstag, 9. April.

Heute war unser Examen. Es steht fest, ich komme nach Magdeburg in die Handelsanstalt, wozu Reisner be=

sonders mir verholfen hat. Vater hat sich schon an den Inspector der Anstalt gewendet und Brief erhalten.

Freitag, 10. April.

Ich bin jetzt wirklich mehr beruhigt über die Conduite.

Sonnabend, 11. April.

Heute ist mein und meiner Schwester Geburtstag. Ich habe mir aber kein Gedicht gemacht. Als ich hinunterkam, schenkte mir meine Mutter zwei Ducaten und zwei Paar Handschuhe, mein Vater Tuch zu Rock, Inexpressibles und Weste, söhnte sich auch mit mir aus in Betreff des Billardspielens, zeigte aber auch, daß er noch Zweifel über die Conduite hege. Auch nahm er die zwei Ducaten, um sie mir aufzuheben. Meine Schwester bekam viele Geschenke. Der junge Urbach schenkte mir Shakespeares Gedichte, gleich meinen Werken eingebunden, und Isidor ein Stammbuch.

Nachmittag ging ich mit dem jungen Urbach spazieren. Auf dem Ringe begegnete ich Haber, dem ich erzählte, daß ich Sonntag über acht Tage nach Magdeburg reise. Er sagte mir nun, daß er morgen abreisen wolle, um drei Wochen bei seinen Eltern zuzubringen, dann nach Berlin gehen, ein Jahr dort studiren, sein Doctorexamen machen und dann, ohne seine Eltern zu besuchen, sich direct ins tiefe Rußland wenden werde.

„Lieber Ferdinand,“ sagte er, „es ist möglich, daß wir

uns nie mehr wiedersehen, sehr wahrscheinlich, daß ich nie mehr aus Rußland zurückkomme. Ich werde mich zwar auch ohnedies an Sie erinnern, aber lieber wäre es mir, wenn Sie mir etwas in mein Stammbuch schrieben."

Ich ging mit ihm. Er war sehr traurig, deutete immer darauf hin, daß er mich nie mehr wiedersehen werde. Ich schrieb in sein Stammbuch. Als wir uns trennten, weinten wir Beide.

Abends erfuhr ich, daß Haber von der Universität Umtriebe wegen abgefaßt sei.

Sonntag, 12. April.

Mutter gab mir Geld, ins Theater zu gehen. Doch kam ich vom Spazierengehen zu spät nach Hause und ärgerte mich sehr darüber. Doch half es mir nichts.

Montag, 13. April.

Heute Mittag war mein Vater sehr verdrießlich, weil ich einen neuen Rock verlangte. Endlich sagte er: „Glaubst Du denn, ich komme Deinen Schlichen nicht auf die Spur? Da," hierbei zeigte er mir einen versiegelten an Schönborn adressirten Brief. „Heut Nachmittag werde ich es herausbekommen. Wie? Ich werde Deine Conduite sehen, und ich wette fünf gegen eins, Du belügst mich. Aber dann wehe Dir!"

Ich hätte in die Erde sinken mögen und bedurfte aller Fassung, nicht durch meine Verlegenheit Alles verlieren zu machen. Als der Vater ins Gewölbe ging, schloß ich mich in meine Stube ein, mit dem Vorsatz, mich meiner Angst zu überlassen. Doch bald sah ich ein, Thränen nützten mir nichts, ich müßte handeln. Ich wollte zu Tschirner, mir meine Conduite zu holen und mein Abgangszeugniß zu fordern, um wenigstens von dieser Seite sicher zu sein. Aber ich konnte seine Wohnung nicht ausfindig machen. Jetzt war ich wirklich in Verzweiflung. Jeden Augenblick konnte Alles entdeckt werden. Ich war dem Selbstmord näher als je.

„Ruhig schläft sich's in dem engen Haus.
Mit der Menschen Freude stirbt hier auch der Kummer,
Athmen auch der Menschen Qualen aus."

Aber ich that es doch nicht, und darin, daß ich es nicht that, liegt der unwiderlegbarste Beweis, daß ich nicht Egoist bin. Denn was mich betrifft, so wünschte ich mir nicht nur jetzt, in der gräßlichsten Angst, von Verzweiflung gefoltert, sondern wenn ich auf dem Gipfel der Freude bin, auf einem Balle oder wo es nun ist, würde ich vor dem Tod, wenn er vor mich träte, nicht erschrecken, sondern verlangend die Hände nach ihm ausstrecken. Liebe zum Leben also war es nicht, das mich von diesem Schritt abhielt, sondern der Gedanke: was würden Vater und Mutter sagen, wie namenlos unglücklich würde ich sie nicht machen!! Meinen Vater würde

die Schande verzehren, Vater eines Selbstmörders zu sein. Meine Mutter würde vor Gram und Kummer sterben. Ich hätte mich zwar glücklich gemacht, aber meine Liebsten auf Erden, Vater und Mutter, namenlos unglücklich! Nein, solch Egoist wollte ich nicht sein. Und indem ich dem Wasser den Rücken zuwandte, fielen mir Trostgedanken ein. Ich dachte an Mahlmanns:

„Was ist's, das unsterbliche Geister entzückt,
Wenn sie niederblicken zur Welt?
Ein Herz, das das Unglück nicht niederdrückt,
Ein Muth, der im Unglück fest hält."

Ich sagte mir, daß ich in zwei Jahren die Geschichte vergessen haben werde und daran, wenn ich mich ihrer erinnere, mit Lächeln denken werde.

„Auch Leiden, sind einst sie vergangen,
Laben die Seele, wie Regen die Au."

Und ich beschloß, Virgils

„Durate et vos met rebus servate secundis"

zu befolgen.

Als ich nach Hause kam, ließ mich mein Vater holen und sagte mir, ich solle ihm gestehen oder mit zum Rector kommen. Noch einmal lächelte mir das Glück. Ich gestand ein, daß ich mir die Michaeli-Conduite unterschrieben hätte, weil Rudiger Betrug hineingeschrieben, aber die Weihnacht-Conduite hätte ich nicht erhalten, wie der Fall war, ver-

schwieg aber, daß wir statt ihrer einen Zettel bekommen. Vater aber mußte mehr wissen oder ahnen. Er ging mit mir zum Rector. Ich taumelte mehr hin, als ich ging. In wenig Minuten wußte er Alles. Er weinte. Was ich dabei empfand, läßt sich nicht beschreiben. Ich verwünschte tausendmal jenen ersten Tag, an dem ich aus Furcht, dem Vater die Conduite zu zeigen, sie selbst unterschrieben hatte.

Gott, ich kenne so viele Väter, die ihre Söhne die die Conduite selbst unterschreiben lassen, ohne sie nachzusehen. Siegfried Wollheim kommt zu seinem Vater.

„Vater, ich habe eine Conduite bekommen."

„So? Wo ist sie?"

„Hier. Unterschreib sie, aber lies sie nicht, sie ist zu schlecht." Dabei hält er die Hand übers Blatt und läßt seinem Vater blos Raum, sich zu unterschreiben, was er auch geduldig thut.

Als Isidor noch auf die Schule ging, hörte ich oft seinen Vater zu ihm sagen: „Seit einem Monat habe ich noch keine Conduite gesehen! Du unterschreibst diese wohl alle selbst? Ich kann mir denken, wie gut sie sind." Ich kenne wiederum viele Väter, die ihre Söhne tüchtig geprügelt und gestraft und in ihrer Abwesenheit nicht mehr daran gedacht hätten. Aber ich kenne keinen, der sich die Sache so zu Herzen nähme, wie mein Vater. Um so mehr Unrecht von mir, einen solchen Vater zu kränken.

Am andern Tage mußte ich die Conduiten von Tschirner holen und sie dem Vater geben.

Ich übergehe einen großen Zeitraum, dessen Ergebnisse ich nur summarisch mittheilen will. Die Traurigkeit meines Vaters dauerte noch eine Woche. Dann söhnten wir uns aus. Ich versprach, nie wieder etwas derart zu begehen, und meine Abreise wurde festgesetzt.



II.

Der Handelsschüler in Leipzig.

Mai 1840 bis Mai 1841.

Mit einer Einleitung von **Paul Lindau**.



Einleitung.

Dem jungen Ferdinand Lassalle war durch seine bösen Schülerstreiche der Aufenthalt in Breslau vollkommen verleidet, und sehr wider den Willen seiner Eltern, die den ungewöhnlich befähigten Knaben studiren lassen wollten, ging er mit endlicher Zustimmung seines Vaters Anfang Mai 1840 nach Leipzig, um auf der dortigen Handelsschule, die officiell „Oeffentliche Handelslehranstalt zu Leipzig" heißt, sich zum Kaufmannsstande vorzubilden. Sein Vater hatte ihn nach Leipzig begleitet und ihn dort bei Karl Gottlob Hander, dem Director einer Privatschule, in Pension gegeben. Das Haus lag damals noch „vor dem Thore" in der Ostvorstadt. Inzwischen ist da die Nürnbergerstraße angelegt, und auf dem Grunde des alten Hauses ein anderes erbaut worden (Nr. 11 der genannten Straße). Hander unterhielt in der innern Stadt, in der Universitätsstraße, in dem sogenannten Paulinum, einem akademischen Gebäude, eine Privatschule, aus der später das Teichmann'sche Institut hervorgegangen ist, das heute noch besteht und von Kindern der besten Familien besucht wird.

In der ersten Zeit fühlte sich Ferdinand bei seinem Hauswirth und in dessen Familie überaus wohl. Er findet nicht genug Worte des Lobes für die liebenswürdige menschenfreundliche Art, mit der ihm Herr und Frau Hander entgegenkommen. Aber dieser freundliche und friedliche Zustand währt nicht lange. Schon am 7. Juli schreibt er von seiner Pensionsmutter: „Das Blatt hat sich schrecklich gewendet. Um einer Kleinigkeit willen zankt sie, hetzt ihren Gemahl auf mich. O Weiber, Weiber, wer kennt euch! Ich war so gut!" Und fünf Monate später, Anfang December, spricht aus seinen Aufzeichnungen geradezu glühender Haß gegen die einst so verehrte Frau Wirthin. Er nennt sie eine „wurmstichige, verblühte Rose von der Centifolienart" und macht dazu den Wortwitz: „cent folies, hundert Dummheiten" seien ihr zu eigen; aber sie sei noch schlechter als dumm. Und auch Rector Hander selbst wird von dem jungen Menschen in verächtlichster und wegwerfendster Weise behandelt.

Noch schlimmer gestaltet sich sein Verhältniß zu den Lehrern der Handelsschule. Die öffentliche Handelslehranstalt wurde durch die Kramerinnung, einer seit 1477 bestehenden, im jüngsten Jahrzehnt aber aufgelösten Corporation, im Jahre 1831 ins Leben gerufen. Sie steht also jetzt im sechszigsten Jahre ihres Daseins. Das Schulgebäude war von 1832 bis 1890 das Haus am Königsplatz Nr. 10. Neuerdings ist die Anstalt in ihr neues prächtiges Heim an

der Löhrstraße, unweit des alten Stadttheaters, übergesiedelt. Nach Auflösung der Kramerinnung übernahm die Handelskammer die Unterhaltung und Fortführung der Handelslehranstalt. Der Schulvorstand wurde gebildet durch die Vorsteher der Kramerinnung, die „Herren Kramermeister,“ ferner „die Handlungsdeputirten“ als Vorstände der Kaufmannschaft und den Director.

Es versteht sich, daß Lassalle auch jetzt wieder behauptet, das Opfer der auserlesenen Bosheit von Seiten seiner Lehrer zu sein. Er leidet beinahe an einer Art von partiellem Verfolgungswahnsinn. Er ist immer im Recht, die Lehrer haben immer Unrecht. Das Schauspiel aus der Breslauer Secundanerzeit wiederholt sich hier, nur noch in sehr verstärktem Maße. Namentlich auf den Director Schiebe hat er es abgesehen. Er bezeichnet ihn als unfähig, kriechend, unwürdig, grob, rachsüchtig, feige, kurzum als Muster des Pädagogen, wie er nicht sein soll. Er haßt diesen Director Schiebe aus vollstem Herzen, und gerade wie früher verschwört er sich auch hier hoch und theuer, an seinem Feinde dereinst Rache zu nehmen.

Die sehr einseitige Schilderung, wie wir sie in den Aufzeichnungen des mißvergnügten Handelsschülers finden, stimmt nun allerdings keineswegs überein mit dem Andenken, das der im Jahre 1851 in seiner Vaterstadt Straßburg im 72. Jahre verstorbene August Schiebe bei Allen, die ihn

näher kennen gelernt haben, hinterlassen hat. Schiebe wird als ein wohlwollender, gerechter, tüchtiger und gelehrter Mann gerühmt. Er hielt streng auf Disciplin. Dem Collegium des Schulvorstandes, den Kramermeistern und Handelsdeputirten gegenüber wahrte er seine Directorenrechte mit großer Entschiedenheit. Er ist der Verfasser einiger tüchtiger handelswissenschaftlicher Schriften. Daß er Lassalle nicht leiden konnte, wollen wir gern glauben. Und von einem noch lebenden Lehrer aus derselben Zeit ist unserm Gewährsmann, Herrn Dr. Whistling in Leipzig, bestätigt worden, daß Director Schiebe Lassalle besonders scharf in den Zügel zu nehmen beliebt habe. Lassalles keckes Auftreten veranlaßte ihn oft in der Lehrer-Conferenz zu herber Kritik. Er nannte in seiner derben Art Lassalle einen unverschämten Lümmel. Lassalle war nun wirklich ein sehr unbequemer und schlechter Schüler. Sein Hauswirth Hander schrieb in der That an den alten Lassalle nach Breslau: Ferdinand wäre vorlaut, naseweiß, lüderlich und anmaßend. Lassalle giebt das mit großer Objectivität wieder und macht dazu die lakonische Bemerkung: „So mache ich also meinem Vater noch immer keine Freude.“ (5. Juli.)

So wenig schmeichelhaft das Hander'sche Zeugniß über den Handelsschüler ist, so zutreffend scheint es zu sein. Gerade wie in Breslau bummelt er auch in Leipzig, und gerade wie dort leidet er auch hier an chronischem Geldmangel. Er

macht wieder seine kleinen Tauschgeschäfte, verkauft seine Bücher und contrahirt Schulden. Besonders wird der Schneider eines seiner Freunde besteuert, von dem er sich von Kopf bis zu Fuß neu einkleiden läßt, denn er legt Werth darauf, anständig auszusehen.

Das übertriebene Selbstgefühl des jungen Burschen erstarkt immer mehr. Er nennt es den „schönen, festen Glauben an mich." Er vergleicht sich mit dem todten Adler, der auf dem Felde liegt, und dem Raben, Elstern und sonstiges verächtliches Geflügel — darunter sind nämlich die Lehrer zu verstehen — die Augen auspicken und das Fleisch abnagen. Aber er fühlt dann neues Leben in sich und erhebt sein rauschendes Gefieder. „Krächzend entflohen die Raben und Elstern, ich aber schwang mich auf zur Sonne." (11. März.)

Wegen seines ungebührlichen Betragens wird er in der Schule mit den härtesten Strafen belegt. Er wird vor das Gesammtcollegium, die Synode, geladen und erhält drei Wochen Hausarrest. Die Lehrer wittern in ihm einen gefährlichen Menschen. Der Director erklärt, daß er nur auf die Gelegenheit warte, um diesen bedenklichen Cumpan, der die Disciplin der Schule untergrabe, zu exmittiren. (22. März.)

Der junge Lassalle, der immer mit dem Munde vorweg war, wird natürlich von seinen Mitschülern dazu ausersehen, einem scheidenden Lehrer im Namen der Klasse einige Worte des Dankes und des Abschieds zu sagen. Lassalle hat

keine Zeit gehabt, sich vorzubereiten. Er spricht aus dem Stegreif, und er macht, wie aus seinen Mittheilungen hervorgeht, auf die Klasse und auch auf den Lehrer einen tiefen Eindruck. Das Datum des 19. December 1840 ist in der Biographie Ferdinand Lassalles festzuhalten, denn an diesem Tage hat er seine Jungfernrede gehalten.

Der eigenthümliche Zug im Charakter Ferdinands, von dem wir schon in seinen Breslauer Aufzeichnungen verschiedene Zeugnisse aufzuführen hatten: das leidenschaftliche, wahrhaft unheimliche Verlangen, Diejenigen, die ihm weh gethan haben, bis zur Vernichtung zu verfolgen, entwickelt sich mit der Zeit immer mehr und mehr. Mit „Flammenschrift" will er unauslöschlichen Haß in sein Inneres eingraben; er will heiße Rache nehmen und schwört es „bei Gott und dem Teufel." (8. Juli.) Wenn er sich nicht rächt, will er verdammt sein so lange er lebt. Mit alttestamentarischer Beredtsamkeit bekräftigt er an einer andern Stelle seine Rachegelübde: „Keine Freude möge mich erquicken, kein Lächeln meine Wange berühren, kein Trost mir im Unglück bleiben. Ich will verflucht sein in den tiefsten Abgrund der Hölle, kein Sonnenstrahl möge mich erfreuen, keine Hoffnung mir werden im Unglück. Verachtung sei mein Loos hienieden, und drüben treffe mich die Strafe des Meineids."

Leidenschaftlicher als je regt sich in ihm der kampfes-

muthige Jude, der seinen ungerechten Bedrückern und Verfolgern gegenüber mit dem Schwerte in der Hand sich seine Rechte erkämpfen soll. Seiner Meinung nach hätten die unglücklichen Juden von Damascus die Stadt an allen Ecken anzünden und den Pulverthurm in die Luft sprengen sollen, um sich mit ihren Peinigern zu tödten. „Feiges Volk!" ruft er aus, „Du verdienst kein besseres Loos! Der getretene Wurm krümmt sich, du aber bückst dich nur tiefer! Du bist zum Knecht geboren!" (21. Mai 1840.) Daß man mit den Beschuldigungen auftritt, die Juden brauchten zu ihrem Osterlamm Christenblut, scheint ihm anzudeuten, „daß die Zeit bald reif ist, in der wir in der That durch Christenblut uns helfen werden." (30. Juli.)

Während seines Aufenthaltes in Leipzig überfiel den jungen Lassalle oft ein starkes Heimweh, eine mächtige Sehnsucht nach den Seinigen. Die liebenswertheste Einzelheit im Charakter Ferdinand Lassalles ist seine echte und innige Liebe zu den Seinigen, besonders zu seinem Vater. Er, der keine Autorität respectirt, spricht von seinem Vater immer nur in den Ausdrücken der tiefsten Ehrerbietung und der aufrichtigsten Zärtlichkeit. Wenn er einen dummen Streich begangen hat, so quält ihn das nur seines Vaters wegen, und nur der Gedanke, daß er seinem Vater Kummer bereiten werde, hält ihn von noch dümmeren ab. Die oft recht häßlichen Dissonanzen, die in diesen Aufzeichnungen angeschlagen

werden, klingen schließlich immer versöhnlich aus in die reinen Accorde der Kindesliebe, der Liebe zu seinen Anverwandten. Auch mit seiner Schwester Friederike hat er sich völlig ausgesöhnt, und ein vollkommener Umschwung ist in seiner Stimmung zu Gunsten des Bräutigams Friederikens, seines Vetters Ferdinand Friedland, eingetreten. Jetzt hat er für Friedland nur noch Ausdrücke der wärmsten Anerkennung, ja Bewunderung darüber, daß dieser so gefeierte Mann die großen Verhältnisse der französischen Hauptstadt verläßt, um sich aus dem „tristen Breslau" seine Braut zu holen.

Auch für schwärmerische Jugendfreundschaft bleibt Ferdinands Herz warm und empfänglich. Der Verkehr mit seinem besten Freunde Isidor Gerstenberg hat sich zwar durch die örtliche Trennung etwas gelockert, aber die Gesinnungen sind die alten geblieben. Hier in Leipzig schließt er sich besonders an Wilhelm Becker an.

Ernst Johann Wilhelm Becker gehörte zur Lehrlingsabtheilung der Handelslehranstalt. Als Lehrling beziehentlich Volontair war er im Geschäft eines Spediteurs angenommen. Beckers Eltern waren wohlhabende Leute in Berlin. Der Vater hatte wohl ein Bankgeschäft. Der junge Mann verfügte über reiche Mittel, konnte sich also allen Comfort gönnen und noble Passionen, wie Reiten und dergleichen, pflegen. Er ließ denn auch in Gesellschaft Lassalles und Zanders viel Geld draufgehen. Director Odermann erinnert,

sich Beckers als eines recht leichtlebigen Jünglings, der sich z. B. nicht bedachte, einen eben mit großen Kosten angeschafften Frack sehr bald für einen Spottpreis an einen Trödler zu verkaufen. Also auch ein „Berliner Windsack", wie Director Schiebe sich gern ausdrückte.

Außer an Wilhelm Becker hatte sich Lassalle noch besonders an Robert Zander angeschlossen, der vor einigen Jahren in Oesterreich gestorben ist. Dieser Freund Lassalles war der Sohn eines angesehenen Kaufmanns und Kramers, der in „Hohmanns Hof," einem stattlichen Grundstück in der Peterstraße, sein Geschäft hatte. Robert führte seine Freunde Lassalle und Becker in seine Familie ein. Roberts Schwester, Rosalie, war Lassalles erste Schülerliebe, während Wilhelm Becker für die andere Schwester, Antonie, schwärmte. Lassalle schrieb an Rosalie Zander zahlreiche Briefe und widmete ihr Gedichte. Die Briefsammlung fand sich noch beim Tode Rosaliens vor, wurde aber dann vernichtet. Lassalle hat das Andenken an die Familie Zander bis in seine letzten Jahre bewahrt. Noch bei seiner letzten Anwesenheit in Leipzig stellte er Nachforschungen danach an und bedauerte, ihre Spur nicht finden zu können. Rosalie blieb unvermählt. Sie starb am 25. August 1876, etwa achtundfünfzig Jahre alt. Sie ist auf dem Friedhofe zu Reudnitz, dem jetzt einverleibten Vororte Leipzigs, begraben.

In Leipzig hatte Ferdinand Lassalle kaum andern

Umgang, als mit seinen Mitschülern. Mit den meisten stand er nicht gerade auf gutem Fuße. Die in den nachstehenden Blättern vorkommenden Namen sind daher fast ausschließlich Namen von Lehrern und Schülern der Leipziger Handelsschule. Wir theilen also zunächst eine genaue Liste des Lehrercollegiums mit, wie es im Schuljahre 1840/41 zusammengesetzt war, und zwar in der Reihenfolge nach dem Eintritt der Lehrer ins Amt:

1. Schiebe, August, Director. Handelswissenschaft. (Trat 1850 in Ruhestand. Starb 1851.)
2. Nischwitz, Chr. Fr. Adolph. Deutsch, Geschichte, Geographie.
3. Schierholz, Ad. Chr. Leopold. Kalligraphie, Arithmetik.
4. Esche, Fr. August. Zeichnen.
5. Dr. Feller, Fr. Ernst. Handelswissenschaft. Neuere Sprachen.
6. Flügel, Chr. Gottlieb. Naturgeschichte, Französisch.
7. Hülsse, Jul. Ambros. Mathematik. (Abgegangen December 1840. Starb als Geh. Regierungsrath und Vortragender Rath im Ministerium des Innern zu Dresden 1876.)
8. Henschkel, Christian Gottlieb. Deutsch. (Starb nach fünfundzwanzigjähriger Lehrthätigkeit an der Anstalt 1860.)
9. Erdmann, Karl. Chemie.

10. Dr. Odermann, Karl Gustav. Handelswissenschaft, Arithmetik. (Nachmals Director der Handelslehranstalt. Lebt im Ruhestande in Dresden.)
11. Courvoisier, Frédéric. Französisch. (Lebt noch in Leipzig als Privatlehrer.)
12. Dr. Michaelis, W. Jul. Herm. Mathematik.
13. Weinlig, Dr. med., Chr. Albert. Physik und Mechanik. (Nachmals Geh. Regierungsrath im Ministerium des Innern zu Dresden.)
14. Dr. Barker, William John. Englische Sprache. (Trat nach Schiebes Rücktritt aus, starb als Privatlehrer.)

Lassalle war Schüler der Klasse II., höhere Abtheilung.

Die Schülerliste ist folgende:

1. Becker, Ernst Johann Wilhelm, aus Berlin.
2. Demlich, Joseph Louis, aus London.
3. Eilenstein, Gustav Eduard, aus Werdau.
4. Fritsch, Louis Heinrich Theodor, aus Gr.-Glogau.
5. Georgi, Carl Robert, aus Mylau. (Bruder des derzeitigen Oberbürgermeisters in Leipzig.)
6. Glier, Carl Alexander, aus Klingenthal.
7. Gosling, Friedrich Wilhelm Bernhard Carl Hermann, aus Osnabrück. (Lebt noch als Chef eines Handelshauses in seiner Vaterstadt.)
8. Hasselbach, Adolf Anton Wilhelm, aus Berlin.

9. Heftye, Thomas Johannessen, aus Christiania.
10. Heftye, Thomas Thomassen, aus Christiania. (Vetter des Vorigen. Seit 1857 norwegischer Consul in der Schweiz.)
11. Hengstmann, Carl Paul Friedrich, aus Berlin.
12. Hughes, George, aus Dresden.
13. Kerksieg, Erich Friedrich, aus Osnabrück. (Lebt noch als Leiter eines Pianoforte-Magazins in New-York.)
14. Kindermann, Gustav Reinhard, aus Zschopau.
15. Kräger, Carl Heinrich Adalbert, aus Benshausen.
16. Lassal, Ferdinand, aus Breslau.
17. Lesser, Bernhard Ludwig, aus Landsberg a. W.
18. Levison, Edmund, aus Pr.-Minden.
19. Mannberguer, Fedor, aus Strasburg. (Ist Bankier in Paris.)
20. Nathanson, Joseph, aus Warschau.
21. Pickford, Eduard Middleton, aus Heidelberg. (Namhafter nationalökonomischer Schriftsteller und Journalist.)
22. Richter, Adolf Bruno Woldemar, aus Leipzig.
23. Simons, Eduard, aus Elberfeld.
24. Tamm, Simon, aus Muggesfelde.
25. Welk, Ernst Eduard von, aus Dresden.
26. Zander, Friedrich Robert, aus Leipzig.

Es ist uns gelungen, eine Abschrift des Schulzeugnisses Lassalles zu erlangen, das uns sehr charakteristisch

zu sein scheint. Obgleich die Leistungen eigentlich vorzügliche sind, wird doch der Vermerk gemacht, daß der Schüler noch mehr hätte leisten können.

Lassal, Ferdinand, Breslau.

Kalligraphie	1 b.
Deutsche Sprache	1.
Französ. Sprache	2.
Englische Sprache	2.
Arithmetik	1 b.
Kopfrechnen	1 b.
Zeichnen	3.
Physik	2.
Mathematik	1 b.
Handelswissenschaft	1 b.
Geschichte	1 b.
Geographie	1 b.

Verhalten.	Zusatzbemerkung des Directors.
Sollte noch mehr leisten. Will scharf im Auge behalten sein.	Blieb weg August 1841. War weder von den Lehrern noch von den Schülern geachtet.

Aus dieser sehr bezeichnenden Schlußbemerkung geht hervor, daß Lassalle sich gar nicht abgemeldet hat. Er hatte seinen Vater inzwischen zweimal gesprochen und ihm in

eindringlichster Weise auseinandergesetzt, daß er sich in der Wahl seines Berufes getäuscht habe, daß er zum Kaufmann nicht tauge, daß er studiren müsse. Er sagte damit seinem Vater nichts Unerwartetes, denn der alte Heyman Lassal hatte immer gewollt, daß Ferdinand studiren solle. Seine Eltern riethen ihm ab, als er Kaufmann werden wollte, und freiwillig, ja gegen den Willen seines Vaters, entsagte er „jedem ästhetischen Leben, um Ladenschwengel zu werden". Dieses wichtige Geständniß, das einen allgemein verbreiteten Irrthum über Lassalles Jugend berichtigt, befindet sich unter dem Datum des 3. August verzeichnet. Wir verweisen auf diese Aufzeichnung ganz besonders. Es war einfach die Noth gewesen, die Angst vor der Entdeckung seiner Schülerschwindeleien, die ihn aus Breslau weggetrieben hatte, und seine Erklärung, daß er Kaufmann werden wolle, war eigentlich auch nur eine Nothlüge. Er gesteht sogar mit aller Ehrlichkeit, nachdem er kaum ein Vierteljahr die Handelsschule besucht hat, daß er seine Zukunft nicht im Kaufmannsstande erblicke, daß er blos diese gelegentliche Beschäftigung ergriffen habe, um den Breslauer Wirren zu entrinnen, daß er aber dem Zufall, oder lieber der Vorsehung, wie er sagt, vertraut, daß sie ihn aus dem Comptoir herausreißen und auf einen Schauplatz werfen werde, auf dem er wirken könne. Er vertraut seinem festen Willen, sich mehr um die Freiheit, als um die Waarenpreise zu bekümmern und

„heftiger die Hunde von Aristokraten, die dem Menschen sein erstes höchstes Gut nehmen, als die Concurrenten, die den Preis verschlechtern, zu verwünschen." „Aber beim Verwünschen soll's nicht bleiben!" fügt er hinzu.

Schon in diesen Aeußerungen erkennt man, wie schnell sich Lassalle in den letzten Monaten entwickelt hat. Und jetzt berühren wir den Punkt, der das werthvollste dieser jugendlichen Aufzeichnungen bedeutet, der die Veröffentlichung, die wir veranstaltet haben, rechtfertigt, der es uns gestattet, die Aufmerksamkeit der Leser für dieses Tagebuch eines Halbjünglings in Anspruch zu nehmen. Wir ersehen aus diesen Blättern, wie Lassalle als noch nicht sechszehnjähriger junger Mensch mit vollkommenster Klarheit das Programm seines zukünftigen Wirkens entwirft, und wie sich in ihm der Entschluß zur Unerschütterlichkeit festigt, dieses Programm ungeachtet aller Schwierigkeiten unbedingt durchzuführen, auf jede Gefahr hin, selbst auf die Gefahr des eigenen Untergangs. Es hat geradezu etwas Unheimliches, wenn man diese mit männlicher Festigkeit niedergeschriebenen Seiten des halbwachsenen Jünglings liest. Wir verweisen besonders auf die Aufzeichnungen unter den Daten des 24. August, 26. August 1840, des 2. Februar 1841 und vor allem auf die Nachschrift, die den Schluß unserer Aufzeichnungen bildet und etwa in den Mai 1841 fallen dürfte.

Lassalle, der entschieden aristokratische Neigungen in sich

hat, trotz aller revolutionär-demokratisch-republikanischen Gesinnungen (19. Juli), der mit Fiesco sympathisirt und erklärt: wäre ich als Prinz oder Fürst geboren, ich würde mit Leib und Leben Aristokrat sein", fühlt als schlichter Bürgerssohn grimmigen Haß gegen diese Aristokraten und will dem Aristokratismus den Todesstoß versetzen. Er will den Völkern die Freiheit verkünden, „und sollte ich im Versuche untergehen!" Und er schwört es bei dem Gott über den Sternen. Er will nach Paris gehen und von dort aus Worte zu allen Völkern der Erde schicken, daß die Fürsten zähneklappern sollen. Ja, das will er thun, „der Handlungsdiener, der Ellenreiter! Aber der Handlungsdiener wird ihnen Worte reden, daß sie verstummen!" Er hegt Träume, die er sogar diesem Buche nicht anvertrauen mag. Und sein Freund Isidor Gerstenberg soll mit ihm kämpfen und siegen. „Denn siegen müssen wir in dem Kampfe, den ich zu kämpfen gedenke! Siegen muß das Licht und die Finsterniß weichen!" Und der Vorwurf, daß ein entlaufener Handlungsdiener sich als Messias der neuen Freiheit aufspiele, soll fürder nicht gegen ihn erhoben werden. Er sieht ein, daß er, so schwer es ihm auch fallen mag, seinen Vater von der Nothwendigkeit, die Laufbahn noch einmal zu wechseln, überzeugen, daß er unbedingt studiren muß. „Fester und immer fester wird der Gedanke in mir, zu studiren, einem höheren Bewußtsein, einem edleren Zwecke Geist,

Kräfte, Streben zu widmen, wenn's sein muß, zu opfern. Gott, Gott, sage mir, was soll ich thun?"

Diese Krisis währt nur wenige Tage. Heyman Lassal besucht seinen Sohn, und nun findet zwischen den Beiden die entscheidende Unterredung statt. Lassalle entwickelt seinem Vater gegenüber mit der feurigen Beredsamkeit der tiefsten Ueberzeugung, daß er als Kämpfer mit dem Schwerte des Wortes und der Schrift, als Kämpfer für die Freiheit handeln und, wenn es das Schicksal so fügt, seinen Untergang finden will. Er will die Völker erleuchten und aufklären. Er entwaffnet alle Bedenken des vorsorglichen und ängstlichen Vaters. Und, seltsam genug! immer spukt im Hintergrunde die Schreckensgestalt eines tragischen Ausgangs. Schon als er Fechtstunde nimmt, schreibt er: „Man kann nicht wissen, ob man nicht einmal in den Fall kommt, Gebrauch von ihr zu machen." Und hier, als er mit seinem Vater sich ausspricht, regt sich in ihm der Gedanke, daß er als Märtyrer der guten Sache fallen werde. Aber der Gedanke schreckt ihn nicht. Er muß kämpfen, sollte er auch zum Märtyrer werden! „Warum? Weil Gott mir die Stimme in die Brust gelegt, die mich aufruft zum Kampf! Weil ich für einen edlen Zweck kämpfen und leiden kann! Weil ich Gott um die Kräfte, die er mir zu bestimmtem Zwecke gegeben, nicht betrügen will! Weil ich mit einem Worte nicht anders kann!"

So bildet denn dieses Tagebuch ein wenn auch mit

vielem kindischen Gewäsch und manchem unnützen Zeug durchsetztes, doch für den jungen Lassalle in mannigfacher Beziehung sehr bezeichnendes und für dessen agitatorisches Wirken bedeutsames Vorwort zur Biographie eines der wichtigsten Urheber der jetzigen socialistischen Bewegung.

Mit dem Berichte über die Unterredung mit seinem Vater verlieren die Lassalle'schen Aufzeichnungen den Charakter des eigentlichen Tagebuchs, und an dieser Stelle haben wir die Veröffentlichung abgebrochen. Die folgenden Seiten sind gefüllt mit der Beschreibung einer Ferienreise und mit Citaten, die Lassalle aus verschiedenen Schriftstellern zusammengestellt hat.

Wir haben schließlich nur noch zu bemerken, daß wir den Text des zweiten Abschnitts eben so gewissenhaft behandelt haben, wie den des ersten. Wir haben Unerhebliches gestrichen, überflüssig Anstößiges gemildert, im Uebrigen aber den Wortlaut vollkommen unverändert gelassen.

Herrn Dr. Karl W. Whistling in Leipzig, der uns über die Personalien und Zustände in der Leipziger Handelsschule werthvolle Aufschlüsse verschafft hat, sind wir noch zu besonderm Dank verpflichtet. P. L.

Der Handelsschüler in Leipzig.
Mai 1840 bis Mai 1841.

Obwohl ich immer gewünscht hatte, aus Breslau wegzukommen, so wurde mir doch sehr weh ums Herz, als ich von meiner guten, zärtlichen Mutter, von meiner geliebten Schwester, von allen meinen Tanten, Onkeln und Cousinen, die alle gekommen waren, noch einmal mich zu sehen, mich trennen mußte, — als ich Abschied nahm von unseren Leuten, die ebenfalls fast Thränen vergossen. Auch von Isidor mußte ich Abschied nehmen, auch meinen Pylades mußte ich zurücklassen, nur mein geliebter Vater blieb bei mir. „Aber auch er begleitet mich nur bis an meinen Bestimmungsort, dann muß ich mich auch von ihm trennen," dachte ich, und meine Augen wurden feucht.

Ich übergehe meinen Aufenthalt zu Berlin, der reich an Vergnügungen aller Art war. Ich führe nicht die Sehenswürdigkeiten auf, die ich in Augenschein genommen. Ich sage blos, daß ich noch keine so seligen Tage verlebt

habe, wie diese in Berlin. Ich flog von Amüsement zu Amüsement, von einem Theater ins andere. Wichtig ist, daß Joel Meier, ein ungemein reicher und sehr renommirter, als ausnehmend klug bekannter Seidenfabrikant den Vater permovirte, mich nach Leipzig zu geben.

Ich begleitete also meinen Vater nach Leipzig. Den vierten Tag unserer Ankunft ging ich zu Herrn Director Schiebe, mich einschreiben zu lassen. Doch hatte der Vater noch keine ihm zusagende Pension gefunden. In der Klasse selbst ist es sehr leicht, fortzukommen, und es gelang mir schon, mich in Einigem auszuzeichnen. Alles trägt das Gepräge der Freundlichkeit und scheint die bösen Prophezeihungen Adolph Dyhrenfürths, die er mir auch in Leipzig wiederholte, Lügen zu strafen.

Uebrigens amüsire ich mich bis jetzt recht gut in Leipzig, und begreife gar nicht, wie mir Samuel davor so bange machen konnte. Unter Anderm wurde meinem Vater auch vorgeschlagen, mich zu einem gewissen Herrn Hauder, Director einer Realschule zu Leipzig, in Pension zu geben. Wir waren draußen in seinem Logis (er wohnt in einem herrlichen Garten vor dem Thore), und Alles, was wir sahen, der Herr selbst, seine Frau, die Kinder, die Stuben, entzückte uns. Bis jetzt hatte ich noch zu keiner der vorgeschlagenen Pensionen sonderliche Lust gefühlt. Diese aber gefiel mir ausnehmend. Der Herr Rector versprach, meinem Vater

in Hinsicht des Preises zu schreiben, und so schieden wir. Am andern Tage erschien ein Billetchen des Herrn Directors, der die ungeheure Summe von vierhundert Thalern verlangt. Herr Rothe, den der Herr Director Schiebe dem Vater empfohlen hatte, verlangte blos zweihundertfünfzig Thaler, und dies war Vater schon zuviel. Aber da ihm die Pension bei Herrn Hander ausnehmend gefiel, und er mich da mit Recht am Besten aufgehoben glaubte, so that er, was ich gar nicht erwarten konnte; seine Zärtlichkeit siegte über das Bedenken, und so schwer sie ihm auch werden, er einigte sich mit Herrn Director auf den Preis von dreihundert Thalern. Jeden Tag lerne ich mehr einsehen, wie gut mein Vater ist, den ich so sehr gekränkt habe.

Ich bin bereits an zehn Tage bei Herrn Director Hander, wo ich mir sehr gut gefalle. Die Frau Director ist eine ungemein gemüthliche, wirklich herzensgute und dabei eine kluge und geistreiche Frau, Herr Director auch ein sehr guter Mann. Meine Stellung in diesem Hause ist wirklich ausgezeichnet. Ich werde nicht betrachtet, wie anderswo ein Knabe von fünfzehn Jahren, sondern wie ein erwachsener junger zwanzigjähriger Mann. Das Geld, das mir mein Vater gelassen, ist ausgegeben, und ich habe um neues gebeten.

Von jetzt an will ich wieder Tag für Tag einschreiben.

Donnerstag, 21. Mai.

Abends beendete ich die „Wahlverwandtschaften.“ Ich weiß nicht, ich kann diese Ottilie nicht lieb gewinnen, so sehr sie auch der Dichter herausstreicht. Ich sehe in ihr blos einen ganz gewöhnlichen Charakter.

Später las ich Frau Director „Clavigo“ vor. Es ist doch seltsam, daß sich die Natur so sehr in Extremen gefällt, daß sie es so sehr liebt, Wesen zu schaffen, die so stark und so schwach sind. Dieser Mann, der sich blos durch eigene Geisteskraft vom Staube so hoch hinaufgeschwungen hatte, der durch sein Genie die Bewunderung eines Königreichs erregte, der sich durch seine Thaten als großer Mann legitimirte, dieser auf der andern Seite so schwach, so kleinlich, so ganz ohne eigenen Willen. Wahr sagt der Franzose: „Les extrêmes se touchent.“

Abends brachte mir der Bruder von Madame Director den Bericht über die Juden in Damascus. O, es ist schrecklich zu lesen, schrecklich zu hören, ohne daß die Haare starren und sich alle Gefühle des Herzens in Wuth verwandeln. Ein Volk, das dies erträgt, ist schrecklich, es räche oder dulde die Behandlung. Wahr, fürchterlich wahr ist folgender Satz des Berichterstatters: „Die Juden dieser Stadt erdulden Grausamkeiten, wie sie nur von diesen Parias der Erde ohne furchtbare Reaction ertragen werden können.“ Also sogar die Christen wundern sich über unser träges Blut, daß wir

uns nicht erheben, nicht lieber auf dem Schlachtfeld, als am der Tortur sterben wollen. Waren die Bedrückungen, um deren willen sich die Schweizer einst erhoben, größer? Gab es je eine Revolution, welche gerechter wäre, als die, wenn die Juden in jener Stadt aufständen, sie von allen Ecken anzündeten, den Pulverthurm in die Luft sprengten und sich mit ihren Peinigern tödteten? Feiges Volk, du verdienst kein besseres Loos! Der getretene Wurm krümmt sich, du aber bückst dich nur tiefer! Du weißt nicht zu sterben, zu vernichten, du weißt nicht, was gerechte Rache heißt, du weißt nicht dich mit deinen Feinden zu begraben und sie im Todeskrampf noch zu zerfleischen! Du bist zum Knecht geboren!

Sonnabend, 23. Mai.

Heut wurde die Schulbibliothek eröffnet. Da ich etwas von Corneille begehrte, meinte Schiebe, das verständen wir noch nicht. Ja, das glaube ich, die Schüler seiner dritten Klasse verstehen ihn freilich nicht.

Ich bin so kindisch oder so kindlich geworden, ich bin so gesunken oder so gestiegen, daß ich bereits wieder Vergnügen am Ballspiel finde.

Sonntag, 24. Mai.

Abends, nachdem wir von alten Jungfern und Möpsen eine Zeit lang geschwatzt hatten, äußerte ich — ich weiß nicht,

wie ich auf das Thema kam —, daß ich ein Jahr so unnütz verliere, daß ich wohl reif und überreif für die zweite Klasse wäre, und was für Kinder, für Ignoranten in die dritte Klasse aufgenommen würden. Frau Director gab mir Recht und rieth mir, mich selbst an Schiebe zu wenden, oder ihm durch meinen Vater schreiben zu lassen. Ich verwarf Beides. Eine Aufforderung von mir, mich zu examiniren, könnte Schiebe ignoriren, ins Lächerliche ziehen. In meinem Vater wollte ich erst nicht diese Idee erwecken. Wozu, wenn sie nicht realisirt würde? So waren wir Beide einig, daß Herr Director sich an Schiebe wenden solle. Als dieser aber nach Hause kam, bewies er mir sonnenklar, daß dies wegen einer gewissen Eifersucht und Schiebes eigensinnigen despotischen Alleinherrschens mir nichts nützen würde. Er wollte durch Flügel und Feller Schieben bearbeiten.

Dienstag, 26. Mai.

Als ich heut Schiebe fragte wegen eines englischen Lehrers, so verbot er mir, ohne Grund englisch zu lernen. Tyrann! Wir bekamen Censuren. Einige, welche die Besten waren, erhielten sie nicht, sondern Schiebe schickte sie ihren Eltern. Unter dieser Zahl war auch ich.

Als wir später Schiebe fragten, zeigte er uns Copien. Meine war wirklich gut. Doch sagte mir Schiebe: „Bei Dir habe ich noch ein Anhängsel gemacht. Du hast einen

zu großen Dünkel. Du willst Voltaire lesen und verstehst ihn doch nicht. (So?) Du denkst, Du weißt wunder was alter Lassal."

„Sie entschuldigen," entgegnete ich, „ich kann mit Sokrates sagen: ich weiß, daß ich nichts weiß."

Da war ich schlecht angelaufen.

„Ein Kaufmann, der von Sokrates und Cicero spricht," sagte Schiebe, „wird gar bald seinem Bankerott entgegengehen." Welche Dummheit!!

Verdrießlich lief ich weg. Unten stand Heuschkel, der mir wirklich gut ist. Ich erzählte ihm den Auftritt. „Das hätte ich Ihnen im Voraus sagen können. Herr Rector liebt das nicht. Von mir haben Sie die beste Censur der Klasse."

Mittwoch, 27. Mai.

Ich erfahre von Herrn Director Hander, daß Schiebe ihm etwas habe sagen lassen. Hander will nicht heraus, will sich Einsicht in die Sache verschaffen. Aus seinen und der Frau Director Reden setze ich mir zusammen, Schiebe habe Herrn Hander Strenge anempfohlen. Ich sei vorlaut, eingebildet, thäte Aeußerungen. Es habe ihm sehr mißfallen, daß ich Voltaire haben wollte und sagte: ich weiß, daß ich nichts weiß. Herr Director bat mich, mich gegen die Schüler in Acht zu nehmen; ich hätte Aeußerungen gethan, die zu

Schiebes Ohr gekommen wären; ich sollte mich gegen keinen Schüler aussprechen. O Adolph, Adolph!

— — — Am andern Morgen ließ mich Herr Director Schiebe rufen und zeigte mir an, daß er mich und einen Andern nach der zweiten Klasse setzen wolle. Wer war glücklicher als ich! Doch durch die Nachhilfestunden, die nun eintraten, wie durch die viele Arbeit wurde ich verhindert, mein Tagebuch regelmäßig fortzuführen. Auch verlor ich den Schlüssel dazu und habe mir erst einen neuen machen lassen. Viel ist und Wichtiges in der Zeit vorgefallen: mein Verhältniß in der Schule hat sich geändert, meine Lebensweise; mit Herrn Director Hander bin ich auch schon über die Flitterwochen, gebe viel Geld aus 2c. Doch werde ich Alles dieses, wenn ich noch einmal darauf zurückkommen sollte, deutlich auseinandersetzen und nachholen. Von jetzt beginnt mein täglicher Bericht.

Donnerstag, 18. Juni.

Ich kann wirklich nicht recht darüber ins Klare kommen, warum ein Becker, Nathanson*) über mich lachen. Weil ich lächerlich bin? Oder weil sie Narren sind?

---

*) Schüler der Handelslehranstalt E. D. W. Becker aus Berlin, Josevh Nathanson aus Warschau.

Meine französische Arbeit ist mit „médiocrement“, die von Moewes, bei gleich viel Fehlern, mit „passable“ unterzeichnet. Wenn es wahr sein sollte, was ich vermuthe, daß — — —

Freitag, 19. Juni.

Heut empfing ich einen Brief von Isidor voll von Witz, Geist und Liebe. Doch war darin die Hiobspost, daß wir nichts gewonnen haben. O Schicksal, Schicksal, warum hast du mir das gethan! Wo blieb der Traum meiner Schwester? Inliegend schickte er mir einen Thaler, weil ich meine Geldnoth ihm geschrieben. Er ist, wie er schreibt, selbst sehr auf dem Sande, da er zehn Thaler in der Lotterie verloren. Das Geld erfreute mich nicht. Es ist zu wenig, um Effect zu machen. Ich habe in anderthalb Monat dreizehn Thaler ausgegeben; was soll ich mit einem anfangen? Aber dieser Beweis seiner Liebe rührte mich tief. „Wem der große Wurf gelungen, eines Freundes Freund zu sein.“ Es ist doch ein wonniges Gefühl, einen Freund zu haben, der Einen versteht, Einen aufzufassen vermag, und ich habe einen solchen Freund in meinem Isidor.

Heut habe ich Brief nach Hause geschrieben. Drinnen ein Aufsatz über's Schwimmen, der hat sich gewiß gewaschen.

Sonnabend, 20. Juni.

Nachmittag ging ich auf Schimmelsteich*). Es ist dies ein ganz eigenes Vergnügen für mich, und Isidor hat Recht, wenn er sagt, er beneide mich um einen Ort, wo ich ungestört melancholisch sein könne. Der Wind ging heut sehr stark, und es war ungemein schwer, gegen den Wind zu fahren, welcher den Kahn wie einen Kreisel in die Runde drehte. Tief betrübte es mich, daß der alte Mann verabschiedet ist, weil er, wie sein unbarmherziger Herr sagt, sich das Trinken angewöhnt habe. Ich freute mich immer so über diesen Ueberrest der großen Armee, und wenn ich hörte, mit welcher Begeisterung er von Napoleon sprach, so schwärmte ich mit ihm. Nun ist der alte Mann fort, hungert vielleicht und weiß nicht, wo er sein Haupt hinlegen soll. Diese Idee verdarb mir alle Freude, und ich war ordentlich mit dunkler Ahnung erfüllt, daß mir etwas begegnen würde. Des Windes wegen konnte ich den Kahn nicht gut lenken und wurde fortwährend an das Ufer getrieben, wo die Bäume mit ihren vorstehenden Zweigen mich gleichsam packten und zu sich heranzogen.

---

*) Ein Vergnügungslocal am Floßplatz, auf einer Insel, Buen retiro genannt, inmitten des großen Teiches eines früheren Landgutes, Schimmelsgut. Dieser Teich wurde zu Gondelfahrten benutzt und im Winter zum Schlittschuhlaufen. Alljährlich hielt dort die Fischerinnung von Leipzig ihr „Fischerstechen,“ ein beliebtes Volsfest, ab.

Mein Boot fuhr sich jede Minute fest, kippte beständig, und es fehlte oft nur ein Haar, und ich wäre hinausgefallen.

Sonntag, 21. Juni.

Heut empfing ich einen Brief von meinem Vater. Mit welcher Hast erbrach ich ihn! Ich konnte seinen Inhalt freilich nicht ahnen. Er enthielt lauter Vorwürfe, von denen keiner gegründet war, und von denen mich ein jeder tief, tief verletzte. Zuerst beklagte sich Vater, daß meine Briefe so kurz wären, und der von Herrn Burchardt*) ihm überbrachte Brief war es doch allein, und die übrigen füllten alle einen oder mehrere Bogen an. Weiter sagte er: ich lese seine Briefe mit Nachlässigkeit, beantworte sie zerstreut, weil ich ihm das Gedicht nicht geschickt, noch keine Eintheilung meiner Stunden gegeben und auch ihm noch nicht gesagt, ob ich die drei Thaler zurückgegeben, worum er mich schon dreimal gefragt habe. Gerade das Gegentheil fand statt, ich hatte dreimal geschrieben und gefragt, nie Antwort auf diese Frage erhalten, und erst vierzehn Tage darauf, als ich nicht mehr im Stande war, bekam ich den Befehl. Vor Allem aber legte es mir mein Vater zum Verbrechen aus, daß ich gegen Herrn Burchardt habe verlauten lassen, ich möchte Hundsferien nach Breslau kommen. Bisher wußte ich noch nicht, daß es

*) Burchardt hatte auf seiner Durchreise Ferdinand in Leipzig aufgesucht.

einem Kinde zum Verbrechen angerechnet werden kann, seine Eltern sehen zu wollen. Ueberdies hatte ich zu meinem Vater noch nicht davon geschrieben, und mein Vater, der es blos vom Hörensagen wußte, nahm den Punkt so gereizt auf und schalt mich darüber so! Ich möchte meinem Vater seine Frage zurückgeben: „Ist das wohl Recht?“ Ich brach gleich nach Beendigung des Briefes in Thränen aus. Ich fühlte mich so allein. Diese Stimmung wurde dadurch noch genährt, daß ich Heines Gedichte, die stets so innig meine Seele bewegen, las. Besonders bei dem einen Gedicht: „Einst zogen nach Frankreich zwei Grenadier', die waren in Rußland gefangen“ 2c., zerfloß ich in Thränen. Sie rührte mich so tief, die Liebe, die Treue jenes alten Kriegers gegen seinen großen Kaiser, und meisterhaft hat Heine dessen Schmerz geschildert in den Worten: „Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!“ Ich weiß nicht, wen ich in diesem Gedichte am meisten bewundern soll: Napoleon, den Grenadier, oder Heine, den großen Dichter.

Mittwoch, 24. Juni.

Heute war die Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst. Philippsohn*) besuchte mich früh. Ich verkaufte Fritz meine schlechte alte Uhr für zwanzig Groschen, und

*) Philipp August Philippsohn aus Cassel, war 1840 Schüler der dritten Klasse.

wir gingen nun, uns den Zug ansehen zu können. Philippsohn und ich, wir pflanzten uns auf dem Markt auf, rings umgeben von zwiebelduftenden Hökerinnen, deren spitze Ellbogen ich im Verlauf des Vormittags manchmal in meinen Seiten zu fühlen die Ehre hatte. Ich glaube, ich will lieber mit einer ganzen Legion Teufeln anbinden, als mit einer solchen „Dame von der Halle." Ich war wirklich zu beklagen. Mein Strohhut, von dem immerwährenden Regen ganz naß, wurde zugleich von der Sonne gebraten, und ich mußte Rippenstöße und Ausdünstung von allen Seiten, wenn auch nicht ungerochen, doch ungerächt ertragen.

Endlich nahte der Zug. Meine Erwartungen waren aufs Höchste gespannt und wurden gänzlich getäuscht. Zuerst kamen in geborgten Fracks und Hosen die Lehrer von einigen Schulen angezogen und darauf in bunter Reihe dumme Jungen hinterdrein. Hinterher ein Musikchor. „Zwölf winddürre Musiker führen den Reihn, blind Fiedelweib stolpert wohl hinterdrein." Auch wurde jeder Totaleindruck dadurch gestört, daß jeder Zug einzeln kam und man nun immer eine halbe Stunde warten mußte bis die andere Innung an den Circus kam. Die Musikus hätten den Marsch spielen sollen: „Immer langsam voran, immer langsam voran, daß die österreichische Landwehr nachrücken kann." Darauf kamen die Studenten, die aber eher spanischen Reitern und Lohndienern als Studenten glichen. Besser machte sich der Senat,

der mit dem Rector magnificus in Hermelin gekleidet vorherzog. Auch die Drucker, die nachher kamen und in conspectu populi setzten und druckten und gossen, machten sich gut. Ebenso Gutenbergs Standbild. Halb zerdrückt und zerquetscht kam ich nach Hause.

Mit Philippsohn machte ich einen Tausch: seinen neuen Atlas-Shlips gegen meinen alten Pfefferrohrstock und zwölf gute Groschen, die ich ihm schuldig blieb. Der Esel! Es hat Heine Recht, wenn er sagt: „Meine besten Freunde sind die Narren. Wenn ich einen kennen lerne, so freue ich mich königlich und kann gleich berechnen, wieviel Honorar ich aus einem solchen Narren herausschreiben kann. Sie müssen mir unentgeltlich zum Modell sitzen."

Freitag, 26. Juni.

Ich ging heut Nachmittag mit Fritz nach Pfaffendorf. Da ich kein Geld hatte, gab mir Monsieur le directeur einen Thaler, und von Fritz borgte ich acht Groschen. Wir waren nicht lange draußen, so begann das Wettrennen. Doch wurden wir bei dieser Gelegenheit getrennt. Ich suchte Fritz bis achteinhalb Uhr und konnte ihn nicht finden. Ich ennuyirte mich daher, doch hatte ich noch keinen Sou ausgegeben. Da traf ich in einer Restauration zwei Handelsschüler, Kräger und Glier*), halb benebelt. Vor ihnen stand

*) Siehe die oben mitgetheilte Liste der Lassal'schen Mitschüler.

eine leere Weinflasche und anderthalb Grogkgläser. Bald kam auch Siegmund dazu. Wir legten zusammen, à Person zwölf Groschen, und ließen eine Flasche Champagner geben. Siegmund empfahl sich, wir tranken, da zum Champagner das Geld fehlte, eine Flasche Lunel, und Kräger, der bereits en Schwein war, soff noch einen steifen Grogk. Wir machten dabei höllisch Lärm und brachten beständige Toaste auf Gesundheit der Handelsschule aus. Nun gingen wir zum Feuerwerk. Besoffen war ich, besoffener Glier, doch der Besoffenste war Kräger, der lange Bengel. Ich empfand dabei gräßliche Schmerzen der Reue, denn mein ganzes Geld bis vier Groschen war fort. „Meine güldenen Ducaten, sagt, wo seid ihr hingerathen," summte ich, während Kräger schrie: „Ihr seid Alle lumpige Kerls, ganz lumpig! Ich will keinen Lunel, Champagner will ich! Ihr seid Lumpenhunde!" Glier, bei dem es auch schon gewaltig zu dämmern anfing, gab sich alle Mühe, ihn zu halten. Wir kamen an die Tribüne. Kräger lief uns mit Gewalt weg. Wie ich später erfuhr, fiel er hin und wurde von einem Communalgardisten nach Hause gebracht. Glier setzte sich hin und wurde seekrank. Auch bei mir zeigten sich die Folgen des Champagners, aber auf ganz andere Art. Ich wurde poetisch. Ich tanzte umher und schrie: „Bacchus soll leben! Wo seid ihr Mänaden! Her mit dem Thyrsusstab, umrankt von strotzenden Reben! Auf, feiert das Bacchanal! Vivat Champagner! Champagner

soll leben! Vivat Champagner! Es leben die Frauen! So, füllt den Becher! Komm, Apoll, komm, sauf, Dichtergeist! Bist mir doch unterthan Bruder Apoll sammt dem donnernden Jupiter. Aber wo bist Du, alter Silenus?" Dazwischen jubelte ich: „Wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann!"

„Zum Donnerwetter, Herr! Treten Sie mir nicht die Füße ab," ertönte eine Stimme. Sogleich kam meine Besonnenheit, mein Rausch schwand. Ich machte mit dem Herrn mit den abgetretenen Füßen Bekanntschaft, und siehe da, es war ein Schuster. Wir trugen den eingeschlafenen Glier nach Hause. Nachher ging ich, um das Schusterlein zu belohnen, mit ihm ins Café Français und gab auch noch die letzten vier Groschen aus. Wäre ich nicht Handelsschüler, hätte ich ein schönes Gedicht auf Champagner gemacht, aber so!

Sonnabend, 27. Juni.

Ich hatte große Lust, ins Theater zu gehen, da Madame Neumann-Haizinger in „Stille Wasser sind tief"*) und „List und Phlegma"**) auftritt. Aber woher Geld? Da nahm ich die Bücher der dritten Klasse, die ich nicht mehr brauche,

---

*) Lustspiel in vier Aufzügen von Fr. L. Schröder.

**) Posse in einem Aufzug von L. Angely.

und ging mit Fritz zu Freund Antiquus, der mir zehn gute Groschen gab. Abends ging ich ins Theater.

Sonntag, 28. Juni.

Heut kam wieder ein Brief meines Vaters, doch plein d'amour, obgleich er meinen durch M. Zadig noch nicht erhielt. Abends nahm mich Herr Director mit ins Theater, wo Theaterschau gegeben wurde. Am meisten gefiel mir, oder vielmehr, am tiefsten ergriff mich „Nathan der Weise."

Montag, 29. Juni.

Heut bei Tisch kam die Rede auf Heine. Herr Director raisonnirte wie gewöhnlich auf ihn. Als wenn . . . doch . .

Dienstag, 30. Juni.

Heut ist Fritzens Geburtstag. Da ich ihm zwölf Groschen, ebensoviel an Philippsohn schuldig bin und für meinen Rock acht Groschen bezahlen muß, und überdies Fritz, wenn auch nur eine Kleinigkeit schenken wollte, so ging ich mit meinem dicken Scheller zum Antiquar. Allein schon schlug es siebendreiviertel, um acht mußte ich in der Funkenburg sein bei Herrn Dr. Feller. Mit den dicken Büchern konnte ich mich nicht schleppen. Mein Entschluß war schnell gefaßt. Ich gab sie, da sie schon etwas zerfetzt waren dem gegenüberwohnenden Buchbinder, sie einzubinden. Als ich nach Hause

kam, kam Frau Director, ich weiß nicht wieso, auf ein mir unangenehmes Gespräch. Ich hatte ihr nämlich, als ich Freitag Abend halb molum nach Hause kam, gesagt, ich hätte keinen Heller mehr. Gleichwohl ging ich Sonnabend ins Theater. Nun wollte sie immer wissen, woher ich das Geld hätte, denn daß ich mir es geborgt, wollte sie mir nicht glauben. Sie warf mit lauter anzüglichen Redensarten, wie „Kaupeln"*), „man weiß, wie es die jungen Leute machen wenn ihr Vater kommt," um sich herum. Wahrscheinlich ist es, daß sie ein Gespräch von mir mit Fritz behorcht hat. Sie spricht auch davon, Schierholz etwas sagen zu wollen, von Bücherverkaufen. Ei, ei, Madame, ist es so weit gekommen? Dann muß ich anfangen, aus einer andern Tonart zu pfeifen.

Donnerstag, 2. Juli.

Ich führte heut ein recht ernstes Gespräch mit Moewes**), und dieser versicherte mir, was ich auch glaube, daß mir mein vieles Sprechen manchmal Unannehmlichkeit bereite und schade.

---

*) In heimlicher Weise Tauschgeschäfte machen.

**) Karl August Moewes aus Berlin, gehörte der ersten Klasse an. Er wohnte beim Lehrer Karl Erdmann mit Becker zusammen. Ein echtes Berliner Kind oder, wie Schiebe gern sagte, „Berliner Windsack."

Freitag und Sonnabend, 3. und 4. Juli.

Nichts weiter, als daß ich anfing, Elsners „Wichtige Tage ... Napoleons“ zu lesen. Das ist doch noch kräftige Sprache und Unwillen gegen die Despotie der Tyrannen. Man sollte kaum glauben, daß bei einem Deutschen die Liebe zur Freiheit so groß sein kann. Herrliches Buch!

Sonntag, 5. Juli.

Heut empfing ich Brief von meinem guten, guten Vater! Und mit dem Brief neue Beweise seiner Liebe. Herr Director war von dem Schreiben, das er erhalten, so gerührt, daß er mir versicherte, so einen Vater wie den meinigen gäbe es in der Welt nicht mehr. Das ist wahrlich wahr! Gleichwohl hat Herr Director Hander meinem Vater geschrieben, ich wäre vorlaut, naseweis, lüderlich, anmaßend. So mache ich also meinem Vater noch immer keine Freude.

Montag, 6. Juli.

Ach, ich weiß nicht, wie mir ist. Mich überfällt eine solche Bangigkeit nach Vater, Mutter und Schwester, daß ich jedesmal, wenn ich an meine liebe Heimat denke, in Thränen ausbrechen muß. Ach, mein Vater, kenntest Du die Wehmuth, die mein Herz beschleicht, das Sehnen, das mich ergreift, Du würdest gestatten, daß ich nach Breslau komme! Ich würde Dich, Geliebter, meine Mutter, meine Schwester,

meinen Freund sehen. Hier wird die Luft immer schwüler, ich befinde mich gar nicht mehr wohl. Anfeindungen aller Art dringen auf mich ein. Niemand, dem ich in Liebe an die Brust sinken kann. Ach, meine Eltern, wohl sind die Worte meines Vaters wahr, als ich Breslau zu verlassen wünschte: ich würde mich noch oft dahin zurücksehnen.

Dienstag, 7. Juli.

Immer mehr gehen mir die Augen auf. Ach, in welch anderm Lichte erscheint mir jetzt Frau Director! Ihr Benehmen gegen mich ist ein feindliches. Das Blatt hat sich schrecklich gewendet. Um einer Kleinigkeit willen zankt sie, hetzt ihren Gemahl auf mich. O Weiber, Weiber, wer kennt euch! Ich war so gut!

Mittwoch, 8. Juli.

Was muß ich hören! Kann es wahr sein? Und es ist wahr, schrecklich wahr! Philippsohn hat mir erzählt, Frau Director habe neulich bei Tempel*) diesem in Gegenwart seiner Frau, vier Fremden, ihm (Philippsohn) und Pickford**) gesagt: ich verkaufe meine Bücher; gewiß wüßte sie es nicht, doch sie

---

*) Dr. Tempel, Hauswirth von Philippsohn, nachmals Archidiakonus.

**) S. die Schülerliste.

will suchen, auf die Spur zu kommen, um, wenn sie es gewiß weiß, es an Schierholz zu melden.

Das ist also dieselbe Frau, die ich so sehr liebte. O, wie reut mich jede Liebkosung, die ich an sie verschwendet, und die mir aus der Tiefe meines Herzens kamen. Noch kann ich sie bei mir entschuldigen. Sie kann gesprächsweise, ohne üble Absicht es gesagt haben. Ich werde nachforschen. Aber wenn ich sie nicht rechtfertigen kann, dann will ich es mit Flammenschrift meinem Innern eingraben, und unauslöschlicher Haß soll so lange in meinem Innern glühen, bis ich Gelegenheit finde, Rache, heiße Rache zu nehmen. Ich schwöre es bei Gott und dem Teufel. (Notabene aus späteren Tagen): Sie ist gerechtfertigt.*)

Donnerstag, 9. Juli.

Es ist wahr, schrecklich ist es, daß es Wahrheit ist, und in Wahrheit, es ist schrecklich! Ja, sogar noch mehr. Ich höre von Philippsohn — und es können nicht Lügen sein, — daß sie bei Tempel gesagt habe zu Herrn Director, ich prügle die Kinder, ich — o lügnerisches Weib! — ich betrage mich gegen sie ungeberdig, und daß sie Alles gethan habe, Herrn Director aufzuhetzen. Und sie ist doch gegen mich so gütig, lächelt so süß! O, wie wahr ist es, daß ein Weib sich nicht durchschauen läßt.

*) Mit anderer Handschrift und Tinte.

Freitag, 10. Juli.

Herr Director hat etwas verlauten lassen in Betreff der Kinder. So scheint es also wahr zu sein, daß sie mich verleumdet!

„Fort in meine stille Kammer!
Mich verzehret noch die Gluth.
Fluch der Welt und ihrem Jammer!
Fluch der ganzen Menschenbrut!“

Wem soll ich glauben, wenn dieses Weib, das ich so liebte, wahrhaft liebte und nicht nur schmeichelte, wenn dieses Weib mich betrogen hat! Doch er beobachtet noch immer sein früheres Betragen, ist gütig und offen, rund heraus gegen mich. Aber beim Teufel! ich will kein Urtheil mehr fällen, nachdem ich so betrogen. Auch Philippsohn kehrt die gemeine Seite her und mahnt mich dringend, drohend, er werde es in der Schule erzählen. Ueber den Lumpenhund! Ich will ihm sein Geld ins Gesicht werfen, ihn anspucken und kein Wort mehr mit ihm reden.

Sonntag, 12. Juli.

Ich war im Theater. Loewe spielte den Hamlet. O, wie gellten die Worte in mir wieder: „Ich will es aufschreiben, daß Einer lächeln kann und doch ein Schurke sein!“ Ich war von der Wahrheit dieser Worte, die so treffend auf meine Lage angewandt werden konnten, so hingerissen,

daß ich sie hätte laut wiederholen mögen. Loewe spielte ausgezeichnet und gab den Hamlet, wie sich ihn Shakespeare gedacht haben mag. Dieser Hohn, dieses Racheverlangen diese Verachtung des ganzen elenden Menschengeschlechts. „Sein oder Nichtsein," sagt Shakespeare. Ob ertragen, ob durch Widerstand kräftig vernichten. Nichtsein! rufe ich. Nichtsein! ruft jede Faser an mir.

Montag, 13. Juli.

Ich weiß nicht, wie es kommt, daß ich mit meinen Mitschülern so schlecht stimme, da ich doch Keinen beleidige und mich bestrebe, Jedem gefällig zu sein. Bürgte mir nicht mein Isidor und so manche andere Person dafür, ich würde auf den närrischen Gedanken kommen, daß ich ein Narr bin.

Sonnabend, 18. Juli.

Die Ferien sind angegangen. Alle Handelsschüler sind verreist: die zu ihren Eltern, die ins Gebirge, die in die große Stadt. Nur ich, ich allein bin dazu verdammt, hierbleiben zu müssen. Vier ganze Wochen! Zwar hat mir mein Vater das Schwimmen erlaubt. Will ich mich aber vier ganze Wochen mit Schwimmen amüsiren, werde ich zuletzt eine Ente werden.

Sonntag, 19. Juli.

Ich war im Theater. Loewe gab den Fiesco. Bei Gott, ein großartiger Charakter, dieser Graf von Lavagna!

Ich weiß nicht, trotzdem ich jetzt revolutionär-demokratisch-republicanische Gesinnungen habe wie Einer, so fühle ich doch, daß ich an der Stelle des Grafen Lavagna ebenso gehandelt und mich nicht damit begnügt hätte, Genuas erster Bürger zu sein, sondern nach dem Diadem meine Hand ausgestreckt hätte. Daraus ergiebt sich, wenn ich die Sache bei Licht betrachte, daß ich blos Egoist bin. Wäre ich als Prinz oder Fürst geboren, ich würde mit Leib und Leben Aristokrat sein. So aber, da ich blos ein schlichter Bürgerssohn bin, werde ich zu seiner Zeit Demokrat sein.

Montag, 20. Juli.

Ich las heut Lessings Meisterstück, „Nathan den Weisen". Was ich dabei fühlte, als ich von solchem Meister so meisterlich mein Volk vertheidigen sah, läßt sich denken. Und ob ich es gleich hundert und aberhundert Mal gelesen.

Dienstag, 21. Juli.

Daß noch kein Brief von Isidor kommt!

Donnerstag und Freitag, 23. und 24. Juli.

Fiel nichts vor, außer daß ich meinem Vater schrieb und ihn um Geld bat. Herr Director hat mir bereits schon zehn Thaler gegeben, von meinem Vater habe ich sieben erhalten, und das Alles in zweieinhalb Monaten. Ich weiß nicht, wie das Michaeli mit dem Verrechnen werden wird.

Ich lese Börnes Briefe, die mich ungemein ansprechen. Wenn man sieht, was für ein großer Kerker Deutschland, wie Menschenrechte mit Füßen getreten werden, wie dreißig Millionen Menschen von dreißig Tyrannen gequält werden, so möchte das Herz weinen ob der Dummheit dieser Leute, die ihre Ketten nicht zerreißen, da sie es doch könnten, wenn sie nur den Willen hätten. Ich bewundere Börne. Wahr ist, was er sagt, wahr seine Verwünschungen gegen Deutschlands und Europas Tyrannen, die Asiens Despoten nichts nachgeben. Aber seine Worte: „Kein europäischer Fürst ist so verblendet, daß er glaubt, seine Enkel werden seinen Thron besteigen," diese Worte muß ich leider bezweifeln. Es muß ärger werden, ehe es besser wird.

Sonntag, 26. Juli.

Philippsohn erscheint mir als ein großer Lügner. Darum fange ich auch an, an dem, was er mir von Frau Director erzählt hat, zu zweifeln. Doch habe ich mir einen Thaler von ihm gepumpt. Ich war mit Fritz auf Schimmels Teich, und dieser hatte das Unglück, zweimal in den Teich zu fallen und sich dabei seine neuen schwarzen Hosen zu zerreißen. Sic transit gloria mundi.

Dienstag, 28. Juli.

Heut kam Herr Director zurück und brachte mir ein sehr schönes Glas mit. Das hat mich wirklich gefreut.

Mittwoch, 29. Juli.

Die kleine Marie ist bedenklich krank. Die Leute geben sie auf, ebenso die Doctoren, ich aber nicht. Frau Director ist jetzt seit einiger Zeit gegen mich die Güte selbst. Ich habe ihr also Unrecht gethan, und Philippsohn hat sie schändlich verleumdet. Nous verrons.

Donnerstag, 30. Juli.

Wieder die abgeschmackten Geschichten, daß die Juden Christenblut brauchten. Dieselbe Geschichte wie in Damask auch in Rhodos und Lemberg. Daß aber aus allen Winkeln der Erde man mit diesen Beschuldigungen hervortritt, scheint mir anzudeuten, daß die Zeit bald reif ist, in der wir in der That durch Christenblut uns helfen werden. Aide toi et le ciel t'aidera. Die Würfel liegen, es kommt auf den Spieler an.

Sonnabend, 1. August.

Heut hatte ich die erste Schwimmstunde. Schweiß und Mühe hatte es mir genug gekostet, es dahin zu bringen. Ich schwimme täglich und besuche auch Schimmels Teich sehr häufig. Dieses Vergnügen, obgleich sehr solid, ist dennoch ganz und gar nicht billig. Ueberhaupt, ob ich gleich nicht Billard spiele und zu keinem Conditor gehe, gebe ich doch viel Geld aus. Ich habe seit meines Vaters Abreise blos

für meinen Bedarf an Taschengeld zwanzig Thaler gebraucht, wobei zwar auch die menus frais keine geringe Rolle spielen. Aber was thut's? Meinem Vater und Isidor habe ich heut geschrieben.

Sonntag, 2. August.

Ich las Goethes Xenien. Unter seinen „Weissagungen des Bakis" ist mir folgendes Distichon sehr wahr und epigrammatisch erschienen:

„Lange haben die Großen der Franzen Sprache gesprochen,
Halb nur geachtet den Mann, dem sie vom Munde nicht floß.
Nun lallt alles Volk entzückt die Sprache der Franken.
Zürnet, Mächtige, nicht, was ihr verlangtet, geschieht."

Montag, 3. August.

Ich lese Wilhelm Meister. Sonderbar. Ich glaube bis auf einige Abweichungen mich in Meister geschildert zu sehen. Auch ich stand vor drei Monaten an diesem Scheidewege. Auch mein Herz lebt nur für die Kunst, die ich lassen mußte, scheinbar lassen mußte, um mir ein Gewerbe zu erwählen. Aber welcher Unterschied! Ihn drängten Vater und Mutter und Freunde, von seinen sogenannten „Träumereien" abzulassen, und zogen ihn zum Kaufmannsstande hinüber, und dennoch entrann er dem Zwang und ergab sich der Kunst. Ich aber habe, obgleich meine Eltern abriethen und

mich zum Studiren bewegen wollten, freiwillig jedem ästhetischen Leben entsagt, um Ladenschwengel zu werden. Und doch wußte ich das Alles auch damals. Aber das macht, ich stand überhaupt sehr frühreif, auch frühzeitiger am Scheidewege, und wenn mich nicht Eltern drängten, so drängte mich meine damals überaus schreckliche Lage, der ich um Alles in der Welt entrinnen wollte. Ich sah ein, ich konnte das Gewebe von Lügen nicht lange mehr fortführen, es ging nicht. Ich wollte das Gymnasium und Breslau fliehen, noch ehe der Betrug entdeckt war. Aber er wurde entdeckt, und dann war es zu spät, zurückzutreten. Und, um wahr zu sein: ich glaube keineswegs gezwungen zu sein, einem öffentlichen, ästhetischen oder politischen Leben zu entsagen. Ich habe blos vor der Hand 'eine Beschäftigung ergriffen, und ich glaube fest, der Zufall, oder lieber, die Vorsehung, wird mich aus dem Comptoir herausreißen und mich auf einen Schauplatz werfen, auf dem ich wirken kann. Ich traue auf den Zufall und auf meinen festen Willen, mich mehr mit den Musen, als den Haupt- und Strazzabüchern, mich mehr mit Hellas und dem Orient als mit Indigo und Runkelrüben, mehr mit Thalien und ihren Priestern, als mit Krämern und ihren Commis zu beschäftigen, mich mehr um die Freiheit, als um die Waarenpreise zu bekümmern, heftiger die Hunde von Aristokraten, die dem Menschen sein erstes höchstes Gut nehmen, als die Concurrenten, die den Preis verschlechtern,

zu verwünschen. Aber beim Verwünschen soll's nicht bleiben.

Mittwoch, 5. August.

Was man gefürchtet, ist eingetroffen. Die gute Marie ist heut früh um fünf Uhr hinübergeschlummert. Morgen wird sie secirt und Freitag begraben.

Donnerstag, 6. August.

Folgendes eröffnete Herr Director mir heute. „Lassal," sagte er zu mir, „ich betrachte es als eine Schickung, daß Sie in mein Haus gekommen sind. Ich hatte damals keine Idee, Pensionärs zu nehmen, und ehe ich's mich versah, waren Sie schon bei mir. Sie wissen selbst, wie wenig Platz ich habe. Meine Toni, das arme kranke Kind, die früher in Ihrer Stube lag, muß jetzt auf dem Vorsaal schlafen. Den Sommer über geht das, und ich dachte, bis zum Winter wird sich noch ein Plätzchen ausmitteln lassen. Aber weder meine Frau noch ich sind das im Stande gewesen, weil jeder Platz schon zu sehr in Anspruch genommen ist. Nun war ich, da ich es nicht über mein Gewissen bringen kann, Toni im Winter auf dem kalten Vorsaal wimmern zu lassen, entschlossen, Weihnachten Ihrem Vater zu schreiben, daß, so leid es mir auch thue, ich Sie nicht länger behalten kann. Jetzt macht der liebe Gott selbst Platz. Marie stirbt, und Platz ist da."

Ich habe hier Stoff genug, um drüber nachzudenken.

Freitag, 7. August.

„Kabale und Liebe“ wurde gegeben. Ich war im Theater. Doch zuerst hat es auch mich Kabale gekostet, die acht Groschen zu erhalten.

Sonntag, 9. August.

War im Theater, wo die „Hugenotten“ gegeben wurden. Die Musik ist wirklich über alle Begriffe herrlich. Das Lied des alten Marcel erfüllte mich mit einem unwillkürlichen Schauder. Jedes Mal, wenn er schrie: „Piff, paff, puff!“

„Mordet sie,
Würget sie,
Piff paff puff!
Schlachtet sie
Brennet sie,
Piff paff puff!
Bratet sie,
Foltert sie!“

und dabei leidenschaftlich gesticulirte, die greisen Haare selbst vor Zorn sich zu röthen schienen, hatte seine ganze Gestalt etwas Dämonisches.

„Auch Weiber verschonet nicht.
Vertilgt sie in Eil'!
Ein jammerndes Weibsgesicht
Bringt euch um's Heil.
Vergießet mit Kraft und Muth
Ihr rosiges Blut!“

Und nun die Wiederholung obiger Verse. Wer das hörte und sich in jene Zeit hineindachte, dem mußte schaudern. Holzmiller als Raoul genügte mir nicht. Er war zerstreut und ließ beständig seine Blicke in eine Paterreloge fallen. Wahrscheinlich war da ein lieber Gegenstand. Ich erwartete nun, er würde, um das gut zu machen, die herrliche Romanze: „Zwei Augen sah ich“ ꝛc. um so besser singen, allein ich täuschte mich. Er sang es ohne Feuer und Ausdruck, und ebensowenig legte er einen genügenden Schmelz hinein. Blos bei dem Refrain:

„O Lust, o Lust,
Zu ruhn an ihrer Brust!“

hatte sein Gesang etwas Liebliches, Melodisches, und seine Mienen waren beredt. Dabei sah er aber immer nach jener Loge. Wahrscheinlich richtete er an die darin befindliche Schöne jene Worte. Demoiselle Schlegel als Valentine sang ausgezeichnet. Die Musik in dieser Oper hat etwas, das mich ungemein anzieht. Bei einigen Stellen der Ouvertüre hätte ich den ganzen Abend verweilen mögen. Uebrigens erinnerte sie mich an die schön Zeit, als Shiff in unserm Hause jene Melodien spielte. Ob ich diesen Menschen je in meinem Leben noch einmal wiedersehen werde?

Montag, 17. August.

Heut fing die Schule wieder an. Ich befinde mich besser als vor den Ferien. Das dumme Genecke hat aufgehört. Ich

habe, weil ich keine Reise gemacht, eine Reisebeschreibung von einem Winkel meiner Stube bis zu Stubenthür aufbekommen.

Dienstag, 18. August.

Heut bekam ich Brief von Isidor, in dem er mir auf meine Bitte seine Liebesgeschichte erzählt. Das klingt nun so sentimental. Aber weil er dieser amour wegen mit seinem Herrn, dessen Verwandte sie ist, in Collision gerieth, so hat ihm sein Onkel in Hamburg eine Stelle zu Manchester verschafft, wohin er in Kurzem abgeht. So lagern sich also hunderte von Meilen zwischen mir und meinem besten Freunde, meinem andern Ich.

Mittwoch, 19. August.

Mit Fritz vertrage ich mich jetzt recht gut. Er ist ein sehr gemüthlicher guter Junge, dem es gar nicht an Verstand fehlt.

Donnerstag, 20., Freitag, 21., Sonnabend, 22., Sonntag, 23. August.

Nichts Bemerkenswerthes, außer daß ich einen Brief nach Hause schrieb und in diesem zwei Gedichte für die Hochzeit meiner Cousine Dorothea Friedländer mit Herrn Schweder, die am 23. gefeiert wird. Sonntag ging ich mit Fritz auf Schimmels Teich, ganz wie gewöhnlich.

Montag, 24. August.

Ich weiß nicht, ich empfinde eine unnennbare Sehnsucht nach meinen Eltern. In mir kämpfen jetzt zwei Extreme. Ich möchte in die Welt hinausstürmen, dort mit eigener Hand mein Glück erringen, und wiederum giebt es Augenblicke, in denen mir nichts wünschenswerther erscheint, als die friedliche Stille zu Hause in dem Kreise der alten Bekannten. Ebenso kämpfen in meinem Innern zwei andere Extreme. Soll ich klug, soll ich tugendhaft sein in meinem Leben? Soll ich den Mantel nach dem Winde hängen, den Großen schmeicheln, mir durch feine Intriguen Vortheile und Ansehen erschleichen, oder soll ich wie der trotzigste Republikaner an der Wahrheit und Tugend halten, alles Andere nicht beachten und nur darauf ausgehen, dem Aristokratismus den Todesstoß zu versetzen? Aber nein, ich will, obwohl ich auch dazu Talent hätte, kein lächelnder feiger Hofschranze werden! Ich will den Völkern die Freiheit verkünden, und sollt' ich im Versuche untergehen. Ich schwöre es bei dem Gott unter den Sternen, und Fluch mir, wenn ich je meinem Schwur untreu werde!!!

„Alle Menschen, gleich geboren,
Sind ein adliges Geschlecht.“

Und es wird und es muß noch dahin kommen! Doch vorher werden noch Ströme von Blut, von Pöbel- und Fürstenblut fließen. O Frankreich, Land meiner Sehnsucht, Land meiner

Träume! Ach, wie zieht es mich hin zu dir! Bei dir wohnt die Freiheit, du hast dir sie erkämpft. Doch noch legtest du die Waffen nicht ab. Du sahst ein, was noch gethan werden muß, und läßt dich nicht einschläfern von den Versprechungen perfider Aristokraten.

Dienstag, 25. August.

O, mit wie anderen Augen sehe ich jetzt die Handelsschule an! Die meisten meiner Mitschüler gehen ab. Wir sind sechsunddreißig in der zweiten Klasse, und davon bleiben keine zehn, die Anderen gehen alle Ostern ab. Während in der dritten Klasse vierzig, in der zweiten Klasse sechsunddreißig stets waren, waren in der ersten nie mehr als zehn. Die Eltern sehen, wenn ihre Söhne zwei Jahre auf der Schule waren, ein, daß ihre Erwartungen im Ganzen getäuscht wurden. O, ich wollte, ich könnte meinen Vater überzeugen! Auf jeden Fall werde ich es versuchen und ihm klaren Wein einschenken.

Mittwoch, 26. August.

Ueberhaupt thut es mir leid, daß ich nicht weiter studirt habe. Es ist mir jetzt klar geworden, daß ich Schriftsteller werden will. Ja, ich will hintreten vor das deutsche Volk und vor alle Völker und mit glühenden Worten zum Kampf für die Freiheit auffordern. Ich will nicht erschrecken vor dem drohenden Augenzucken der Fürsten, ich will mich nicht

bestechen lassen von Bändern und Titeln, um ein zweiter Judas die Sache der Freiheit zu verrathen. Nein, ich will nicht eher ruhen, bis sie bleich werden vor Furcht. Von Paris aus, dem Lande der Freiheit, will ich wie Börne das Wort zu allen Völkern der Erde schicken, und alle Fürsten sollen Zähneklappern und einsehen, ihre Zeit ist gekommen. Und doch, welche Hindernisse habe ich mir nicht selbst in den Weg gestellt! Wie werden meine Widersacher höhnen über den entlaufenen Handlungsdiener, der die Elle mit der Feder vertauscht. Selbst meine Anhänger werden Furcht haben, sich mir anzuvertrauen, und „Handlungsdiener!“ „Ellenreiter!“ wird es aus allen Ecken zischen. Aber mit den Thronen müssen auch die Vorurtheile brechen, und der Handlungsdiener wird ihnen Worte reden, daß sie verstummen.

Sonnabend, 29. August.

Heut sollte Vogelschießen sein. Da es aber ausfiel, so ging ich mit Becker und Hasselbach*) nach Gohlis und von da ins Rosenthal. Becker ist von der Seite, wie er sich heute zeigte, sehr vernünftig, und es läßt sich gut mit ihm harmoniren. Ich besuchte ihn gegen Abend, und wir wurden recht vertraut.

Dienstag, 1. September.

Mein Isidor ist gekommen! O, wer beschreibt meine Freude! Ich kann es nicht. Aber leider war sie kurz und

*) S. die Schülerliste.

flüchtig wie jede Freude im menschlichen Leben. Schon Mittwoch früh reist er ab. Hander nahm ihn freundlich auf, das muß ich dankend anerkennen. Ueberhaupt habe ich es in vieler Beziehung besser als irgend ein Handelsschüler; wenn er nur ein bischen weniger launisch, nur nicht gar so unverträglich wäre!

Mittwoch, 2. September.

Heut hatte ich mit Courbassier (Lehrer Curvoisier) Streit, der sehr übel hätte ablaufen können. Ach, es gefällt mir nicht auf der Handelsschule, und ich bedauere von Herzen, daß ich hergekommen bin. Das viele Geld ist umsonst ausgegeben, denn wenn ich wirklich Kaufmann werden wollte, so könnte ich privatisirend in einem Jahre mehr lernen, als hier in zwei Jahren, und mit weit weniger Kosten. Nicht ich allein, alle Handelsschüler bedauern, daß sie hergekommen sind.

Sonntag, 6. September.

Der heutige Tag sollte folgenreich für mich werden. Herr Director pflegt nämlich in seinen Scherzen sehr unangenehm zu werden. Er nennt mich dann stets „er“ und giebt mir sogenannte Jagdhiebe, worüber mich Philippsohn, der einmal dabei gegenwärtig war, schon aufzog. Auch heut that er es. Ich will mich aber selbst im Spaß nicht prügeln lassen und sagte ihm ganz ruhig, wenn auch mit einem etwas

strengen Blick: „Herr Director, vergessen Sie sich nicht.“ Diese wenigen Worte nahm er ungemein übel und rief einmal über das anderemal aus: „Wart, den will ich drücken, der soll das bereuen, den will ich von nun an drücken, wie ich nur kann!“

Mein Gott! das ist der Mann also, der vorgiebt, mich mit Liebe zu behandeln. Drücken? Ich habe wohl gehört, daß ein Vater sein Kind straft, aber drücken? Geflissentlich suchen, mir das Leben zu verbittern, das ist eine feindliche Stimmung, und demgemäß muß ich mich von nun an betragen.

Montag, 7. September.

Ich habe einen Brief von meinem geliebten Vater bekommen. Er schreibt mir, er habe sich geängstigt, so lange von mir keine Nachricht zu erhalten. O, dieser gute, liebevolle Vater! wie er mich liebt! Aber ich fühle es, ich werde ebenfalls nie Jemand mehr lieben können, als ihn und meine Mutter. Wenn ich ihn doch glücklich machen könnte!

Dienstag, 8. September.

Ich fange an, Hasselbach auf meine Seite zu ziehen. Dieser arme Junge wird von Becker und Moewes schrecklich behandelt, es wird ihm förmlich das Leben verbittert. Da gesellte sich bei mir Mitleid zur Klugheit, ich trat laut auf

gegen solche Behandlung und nahm ihn in Schutz. Was natürlicher, als daß er sich freute, einen Beschützer zu finden und stolz darauf war, daß ich ihn, den Gedrückten, Verspotteten, meines Umgangs und, wie der Narr glaubt, meiner Freundschaft widme. Haha, Becker und Moewes lachen drüber, sie wissen nicht, welchen Zweck ich habe, wie ich diesen Hasselbach nutzen will.

Mittwoch, 9. September.

Ich habe jetzt in einiger Zeit viel von Heine gelesen, als da: „Der Salon", „Französische Zustände", „Gedanken über Deutschland." Dann Börnes „Franzosenfresser". Ich liebe ihn, diesen Heine, er ist mein zweites Ich. Diese kühnen Ideen, diese Alles zerschmetternde Kraft der Sprache! Er weiß so leise zu lispeln wie Zephyr, wenn er die Rosen küßt; feurig und glühend weiß er die Liebe zu schildern; er beschwört sanfte Sehnsucht, zarte Wehmuth in uns herauf und ebenso den unbändigsten Zorn. Alle Gefühle und Regungen stehen ihm zu Gebot, seine Ironie ist so treffend, so tödtlich. Und dieser Mann ist abgefallen von der Sache der Freiheit! Und dieser Mann hat die Jakobinermütze von seinem Haupt gerissen und einen Tressenhut auf die edlen Locken gedrückt! Und doch, ich glaube immer, es ist sein Spott, wenn er sagt: „Ich bin royalistisch, ich bin kein Demokrat." Es scheint mir Ironie zu sein und ist es vielleicht. In

seinen „Französischen Zuständen“ sagt er, als er den Tod der sechzig Republikaner bespricht, die beim Begräbniß des Generals Lamarque umkamen: „Ich ging traurig über die Stätte, wo der Aufruhr stattgefunden. Der Boden war getränkt von dem edelsten Blut Frankreichs. Bei Gott! ich wollte lieber, ich und alle meine Mitgemäßigten lägen auf dem Platz, als diese sechzig edlen Republikaner.“

Sonntag, 13. September.

Mittag war schrecklicher Lärm. Hander, der bisher nicht mit mir gesprochen hatte, fing an, sich wüthend mit mir zu zanken. Ich war auch entschlossen, nicht nachzugeben: Da aber meine Eltern Dienstag über acht Tage kommen, so wollte ich meinem Vater keinen Verdruß machen und gestand, daß ich mich übereilt hätte. Kaum hatte ich das Wort gesagt, so nahm Hander meine Hand, schüttelte sie und sagte, es wäre ganz beim Alten, er wäre wieder mein bester Freund. —

Eine lange Zeit wurde ich gehindert, mein Tagebuch regelmäßig fortzuführen, da meine Eltern nach Leipzig kamen. Viel hat sich in dieser kurzen Zeit geändert. Ich war so beglückt durch die Gegenwart meines Vaters, meiner Mutter, meiner Schwester. Ich wäre so gern wieder mit ihnen gezogen nach Breslau, aber das stolze Herz schämte sich, es zu gestehen, und es hätte mir auch nichts genützt. Mein Vater

will, daß ich ausharre und ein Jahr in der ersten Klasse bleibe, um dann mit dem Zeugniß der Reife abgehen zu können. Sonst hätten ihm seine Opfer, die er mir gebracht, nichts genützt. Das viele Geld, das ich ihm koste, und das ihm so schwer ankommt, das wäre ja herausgeworfen. Nein, es wäre undankbar von mir, meinem Vater diese Hoffnung zu vernichten, es wäre undankbar von mir, darauf zu bestehen, daß mich mein Vater von der Schule nimmt. Nein, und wenn ich noch so viel zu dulden hätte, ich will diese anderthalb Jahr standhaft ertragen.

Aber leider stehe ich, wie ich immer deutlicher sehe, bei Schieben sehr schlecht. Schierholz, dieser verfluchte Pedant, dieser verdammte Klatscher, hat bei mir nicht Alles so gefunden, wie es nach seinem pedantischen Sinne gebührt. Uebrigens kann er mich schon länger nicht leiden, und so hat er mich denn beim Alten verklatscht. Diesen ärgert mein freies Wesen, diesen ärgert es, daß ich mich nicht unterdrücken lassen will, daß ich mich nicht sklavisch unterwerfe, und er giebt mir seinen Zorn bei jeder Gelegenheit zu erkennen. Philippsohn ist auch gefallen, als Opfer des Schiebe'schen Despotismus. Er mußte abgehen, und jetzt noch verfolgt ihn Sch.'s Haß. Ach, großer Gott, hielte mich die Rücksicht auf meinen Vater nicht, wie wollte ich hereinfahren in die ganze Wirthschaft, in die Lehrersippschaft, in diese schmeichlerischen Klatschmäuler, in diese intriganten,

mantelhängerischen Schurken! O, wie wollte ich Schieben die Wahrheit sagen! Wie er sie noch nie gehört! Die Ohren sollten ihm sausen davon. Wie wollte ich ihm die Wahrheit sagen vor der ganzen Klasse, der ganzen Schule, dem ganzen Lehrerpersonal! Ich wollte ihm sagen, wie er geliebt wird von seiner ganzen Schule, wie da Keiner ist, der ihm nicht schon geflucht hätte, wie da Keiner ist, der sich nicht schon selbst verwünscht hätte, der Handelsschule wegen. Ich wollte erzählen, wie gerecht er ist, wie Alles blos nach seinem Kopfe geht, wie er nicht auf Kenntnisse und Betragen sieht, sondern danach, ob man ihm schmeichelt, wie Jeder verloren ist, der nicht den Mantel nach dem Winde hängt. Ich wollte es ihm laut in die Ohren donnern, wie unter hundertzwanzig Handelsschülern hundertzehn sind, deren innigster Wunsch es ist, daß die ganze Handelsschule zum Teufel fahre. Wie Keiner ist, der ihn nicht schon mit vollem Recht einen ungerechten Schurken geschimpft hätte. Ich wollte es ihm sagen, ganz laut, wie er sein ganzes Lehrerpersonal zu Spürhunden gebraucht, zu Mantelhängern, zu Spionen, zu Klatschmäulern, wie ängstlich er spionirt, als gälte es Staatsverbrechen zu bewachen, eine Verschwörung zu entdecken, aber nicht sechzehnjährige Jünglinge vor Fehltritten zu bewahren. O, ich wollte auf diesen despotischen Schurken mehr Wahrheiten häufen, als er je gehört noch hören wird. Ich wollte ihm so lange die Wahrheit in die Ohren brüllen, bis ihm

sein Trommelfell platzte! Ich wollte es ihm sagen, und alle Schüler sollten es mir bestätigen, wie man nichts lernt auf dieser Schule, als sich bücken, kriechen, Schuldienern den Hof machen. Ich wollte ihn durch ein Nadelöhr jagen mit der Wahrheit und nicht eher aufhören, bis sie ihn taub machte.

Doch genug! Ich ändere es ja doch nicht mit meinem Unwillen, so gerecht er auch ist. Hier gilt es das „perfer et obdura“ der Stoiker zu befolgen. Ich sehe es deutlich, wie Schiebe mich haßt und darauf ausgeht, seine Wuth an mir auslassen zu können, wie ungerecht er gegen mich ist. Aber nur Geduld! Vielleicht kommt auch für mich die Stunde der Rache.

Auch mein Verhältniß zu Hause (bei Hander) gefällt mir gar nicht. Es sind da beständige Klatschereien zwischen Hander und Schiebe und Schiebe und Hander. Und nun die ewig geheimnißvolle Miene, mit der mich Hander stets warnt! Ach, es ist zum Davonlaufen! Es vergehen keine drei Tage, so kommt Hander nach Hause und fängt geheimnißvoll mit leiser Stimme an: „Hören Sie's, Lassal . . . Ich will's Ihnen gesagt haben, es ist was gegen Sie im Werk . . . Nehmen Sie sich in Acht . . . Um Gotteswillen . . . Na, ich kann nichts sagen . . . Wenn Schiebe will, so müssen Sie fort . . .“ 2c. Und so bewegt er sich in nichtssagenden Redensarten um sich selbst, macht mich wunder wie neugierig, spricht immer halbe Wörter, und am Ende ist nichts, gar nichts dahinter. Man möchte toll werden!“

Mit Mannberguer*) bin ich ein wenig bekannt geworden. Früher konnte ich ihn nicht leiden, und jetzt zieht er mich ungemein an. Ich finde ihn sehr liebenswürdig und gäbe was drum, wenn ich ihm einen Theil des Interesses einflößen könnte, das ich für ihn empfinde. Er hat mir die Marseillaise gegeben, wofür ich ihm sehr verpflichtet bin; denn deutscher Muse ist es bis jetzt noch nicht gelungen, oder vielmehr, die deutsche Muse hat sich noch nicht daran gewagt, den Tyrannenhaß in so kraftvoller Sprache zu verabscheuen. Noch hat der Deutsche nicht gewagt, in feurigen Versen die Freiheit zu schildern; denn die Freiheit, die unsere deutschen Liberalen meinen, besteht darin, daß sie dem gnädigsten Landesfürsten Kratzfüße machen, seine Civilliste vergrößern zu können; höchstens wagen Sie einmal in allerhöchster Devotion mit furchtzitternder Stimme um ein wenig, ganz klein wenig Preßfreiheit zu bitten. Mit Recht sagt Börne, als einmal ein deutscher Gelehrter ein Buch über Preßfreiheit betitelte: „Die Preßfreiheit nach englischen und amerikanischen Grundsätzen bearbeitet": „Wenn ich einmal über Preßfreiheit schriebe, ich würde anfangen: „Die Preßfreiheit, oder der Teufel holt euch Alle, Fürst, Volk und deutsches Land!"

Mit Becker bin ich ebenfalls näher bekannt geworden. Es läßt sich, wie gesagt, wenn man ihn nur näher kennt,

*) Siehe Schülerliste.

gut mit ihm umgehen. Er ist von Gemüth, dabei lange nicht so egoistisch wie Moewes und, wie ich glaube, sogar wahrer Freundschaft fähig. Er ist in der ganzen Klasse der, den ich am Meisten suche. Ich gehe häufig mit ihm Billard spielen. Er besitzt eine Liebe für das andere Geschlecht, die ihn manchmal sogar brutal werden läßt, doch ist dies seltener und in weniger hohem Grade bei ihm der Fall, als bei Moewes. Ich weiß nicht, ich könnte um keinen Preis zu einem käuflichen Weibe gehen. Ich muß durch die Schönheit der Frau begeistert werden, ich muß lieben oder, was gleich ist, zu lieben glauben, ich muß eine bestimmte Person zu besitzen wünschen; nie könnte ich aber einem rohen, thierischen Triebe folgen. Das wäre mir zu roh. Ich würde Keinem verargen, wenn er die Reize einer Person, für die er brennt, zu besitzen wünscht und es dahin durch alle in seiner Macht stehenden Mittel — jedoch nur ehrenvolle — zu bringen wünscht.

Ich fange meinen täglichen Bericht an.

Dienstag, 10. November.

Heut wurde der Monatsbericht vorgelesen. Ich stand gegen mein Vermuthen bei keinem Lehrer drin, blos Obermann hatte hineingeschrieben: „Lassal könnte sich manchmal mehr zusammennehmen.“ Bei Moewes hatte er geschrieben: „Macht gar keine Fortschritte.“ Bei Nathansohn: „Geht in

seinem Wissen beständig zurück.“ Diesen Beiden thut der Alte nichts, sagt ihnen nichts, blos auf mich, der doch lange nicht so hart getadelt wurde, fuhr er mit einer unbegreiflichen Wuth los, sich ordentlich der Gelegenheit erfreuend, mich heruntermachen zu können, und befiehlt mir Sonnabend Nachmittag nachzuzeichnen. Blos mich und Simons traf diese Strafe, denn obwohl noch fünfzehn weit härter und Viele gleich getadelt waren, so wüthete er doch blos gegen uns Beide, da er uns nicht leiden kann. Aber die Ungerechtigkeit, besonders gegen mich — denn Simons war bei zwei Lehrern drin, ich aber blos bei einem und auch bei diesem nicht als unfleißig oder störend, sondern Odermann hatte blos geschrieben, ich könnte mich manchmal mehr zusammennehmen — war zu offenbar. Die ganze Klasse gab mir Recht.

Abends war Schillerfest, und im Theater gab man die Räuber. Die Dessoir sprach einen Prolog dazu. Es war zum Erbarmen, anzusehen, wie Wollraabe den Karl Moor gab. Er glaubte, die Kunst, die ihm fehlte, durch Schreien und die tiefe Bedeutsamkeit, mit der einige Stellen gesprochen werden müssen, durch Augenverdrehen ersetzen zu können. Schon sein Costüm war abgeschmackt. Reger hingegen gab den Franz ausgezeichnet.

Ehe ich ins Theater ging, ließ ich mir vor den Augen der Frau Director den Thaler, den ich mir von Fritz geborgt hatte, wechseln. Zu borgen war ich genöthigt gewesen, denn

Vater hat mir schon vierzehn Tage nicht geschrieben, mir also auch kein Geld geschickt. Frau Director wußte, daß ich keinen Pfennig hatte, denn ich hatte ihr meine Geldnoth Sonntag geklagt, und frug mich, woher ich den Thaler habe. Ich hätte ihr das wohl erzählt, denn es ist ja nichts Böses, einen Thaler von einem Freunde zu borgen, aber ihr argwöhnischer Ton verdroß mich. Ich gab ihr lachend zur Antwort, ich hätte nicht geglaubt, daß meine Börsenverhältnisse sie so interessiren. Als sie aber fortfuhr, in mich zu dringen, es, wie sie es nannte, zu gestehen, zuletzt auch sagte, sie könne sich's schon denken, so antwortete ich ihr: „Nun gut, so denken Sie sich's!" und ging weg. Es ist zwar blos eine Kleinigkeit, aber die Sache ärgert mich doch. Ich hätte Alles so leicht vermeiden können, wenn ich mir das Geld selbst gewechselt hätte. Aber weit entfernt, etwas Böses darin zu sehen, machte ich aus der Sache kein Hehl. Doch ich sehe wohl, man muß vor Allem den Schein meiden.

Mittwoch, 11. November.

Heut erhielt die zweite Klasse die Nachricht, einen Wink, der Alte wolle den Gallois nachsehen, ob wir die Vocabeln drüber geschrieben. Um elfeinhalb kam der Alte. Wir hatten Alles ausgerieben, daß auch nichts mehr zu sehen war. Wie er aber bei meinem Nachbar ist, kommt mir die Lust an, zu sehen, ob er mich sehr haßt. Ich nehme also den Bleistift

und schreibe schnell ein einziges Wort hin. Darüber konnte er im Grunde nichts sagen, doch schimpfte er nach Möglichkeit. Einige Minuten drauf rücke ich meine Mappe und er sieht meine Präparation, die ich, ohne dabei eine unredliche Absicht zu haben, unter die Mappe gelegt hatte. Nun hätte man die Wuth sehen sollen, wie Schiebe auf mich los fuhr. Eigentlich konnte er gar nichts darüber sagen, denn man kann uns nicht wehren, eine schriftliche Präparation zu machen, wenn wir nur nicht corrigiren; und dies war, wie er selbst sah, nicht geschehen. Er aber hunzte mich wüthend herunter. Darauf wandte er sich zu Courbassier [Courvoisier] und sagte: „Sehen Sie Monsieur, dem Richter dürfen Sie nicht trauen, denn er ist tückisch; diesem aber noch weit weniger. Das ist ein ganz verfluchter Heuchler (ich ein Heuchler!), dem kein Lehrer ein Wort glauben soll. Das ist ein ehrloser Heuchler, ein Schurke.“ rc.

Man denke, ich, der ich immer von Hander getadelt werde, daß ich so offen bin, ich ein Heuchler!

Ich versuchte ein Wort zu stammeln, wieso er eine solche Meinung gefaßt habe, aber der Alte ließ mich nicht zu Wort kommen.

„Verdammter Heuchler!“ unterbrach er mich, „halt's Maul, oder ich werf Dich zur Thür hinaus! Gestern erst habe ich von Dir gesprochen, und da sagte ich, nächstens bekommst Du eine Ohrfeige, daß Dir der Kopf zurückbaumeln soll.“ Dabei hob er die Hand und blieb einige Zeit in einer

solchen Stellung, daß ich wie die ganze Klasse glaubte, er würde sie mir schon geben.

Mich beschäftigte nur der eine Gedanke: wenn er mir eine Ohrfeige giebt, was soll ich thun? Soll ich sie ruhig hinnehmen, vor der ganzen Klasse diese Schande ertragen, oder sollte ich sie erwidern? Aber wenn ich das Letztere thäte, was würde mein Vater dazu sagen, mein armer Vater, dessen einzige Hoffnung ich bin, dem ich versprochen habe, Freude zu machen! Ach, ich sehe wohl, auf der Handelsschule werde ich dies Versprechen wohl nicht erfüllen können. Doch diesmal ließ es Schiebe beim Drohen bewenden.

Als er fort war, erklärte die ganze Klasse, daß es eine niederträchtige Gemeinheit vom Alten gewesen; von allen Seiten kamen welche, mich zu trösten damit, daß es ihnen ebenso schlecht und noch schlechter ergangen. Selbst Hauptiz, einer meiner größten Feinde, kam zu mir und sagte, ich solle mich darüber hinwegsetzen, es ginge mir nicht allein so.

Hander fragte mich heute wieder über das Geld aus. Ich gab ihm dieselbe Antwort wie gestern. Dieser böse Narr aber erwiderte, er wolle es meinem Vater schreiben, und als er sah, daß das nicht zog, sagte er, er würde Schieben von meinen Pumpereien Anzeige machen.

Donnerstag, 12. November.

Ich schrieb meinem Vater heut die ganze Geschichte.

Dienstag, 17. November.

Heut erhielt ich Antwort von meinem Vater. Er tadelt, wie es vorauszusetzen war, mein Benehmen, — vorauszusetzen, nicht weil ich Unrecht hatte, sondern weil stets Eltern ihren Kindern Unrecht geben, wenn diese gegen ihre Lehrer auftreten. Ich erhielt Geld.

Donnerstag, 19. November.

Heut zeigte sich Schiebes Haß gegen mich wieder recht deutlich. Odermann hat sich nämlich in einem Briefe an Erdmann (Moewes' und Beckers Philister) darüber beschwert, daß Moewes und ich die Privatstunden in der Arithmetik unregelmäßig besucht. Erdmann hatte sich darauf mit Moewes heftig gezankt und war mit dem Brief zu Schiebe gegangen, wo er und Odermann uns über alle Begriffe verklatschten.

Kaum war ich heut früh in der Schule angekommen, als ich hinunter zu Schiebe gerufen wurde. Wüthend schimpfte dieser auf mich und Moewes los. Er nannte uns Schlingel, unser Betragen flegelhaft ꝛc. Odermann stand dabei und verleumdete uns immer mehr. Er sagte, wir hätten noch gar nichts gelernt, wüßten nichts und reizte Rectors Zorn noch. Dieser verbot ihm darauf, uns Stunde zu geben, und wenn wir einen Louisd'or für die Stunde bieten würden.

„Er mag selbst sehen, wie er fortkommt," sagte er von mir, „und wenn er nicht fortkommt, mag er zum Tempel 'naus!"

So??!!

Moewes überhäufte er mit noch mehr Schimpfwörtern, auch mußte dieser seines Betragens gegen Erdmann wegen vor die Synode. Schließlich gab er Odermann den Rath: wenn wir zu ihm kämen, sollte er uns mit Fußtritten regaliren und die Treppe hinunterwerfen. Zu mir sagte er darauf: „Deinem Vater werde ich nächstens schreiben. Ich warte nur, bis das Maß Deiner Sünden voll ist.“ O, du lieber Gott, wenn ich nicht wüßte, wie sehr sich mein Vater über Schiebes Verleumdungen betrüben wird, o was für einen Denkzettel wollt' ich diesem Schurken geben! Einstweilen tröste ich mich mit dem Fischerlein: „Geduld, der Augenblick wird kommen.“*)

Freitag, 20. November.

Da heut des Bußtags wegen frei war, so ging ich mit Becker und Moewes spazieren. Auf diesem Spaziergang wurde mir die Gewißheit, daß Rector Schiebe die Juden nicht leiden kann. Moewes, der Donnerstag vor der Synode gestanden, erzählte nämlich Folgendes: Der Rector, nachdem er ihn (Moewes) ungeheuer runtergerissen hatte, fing zu den Lehrern an: „Fast möchte ich glauben, meine Herren, daß

---

*) Das Lied Masaniellos aus der „Stumme von Portici“, mit dem das „Fischerlein“ seine Freunde zur Erhebung gegen die Bedrücker aufreizt.

alle Berliner nichts taugen. (Becker und Hasselbach*), die anderen beiden Berliner, kann Schiebe ebenfalls nicht leiden.) „Sie erinnern sich,“ fuhr er stark betonend fort, „an die drei Juden (er meint die zwei Markwalds und Henz), die wir von dort hatten.“

Sonntag, 22. November.

Heut besuchten mich der kleine Demlich und der eigennützige K. Ich machte sie mit Grogk betrunken und ließ sie laufen. Was doch dieser K. ein gemeiner eigennütziger Kerl ist! Für zwei Groschen lauft er Einem ins Feuer, küßt einem die Füße, und umsonst hebt er seinen besten Freund nicht auf, wenn er in der Rinne liegt. Dabei borgt er immer Geld und bezahlt nicht. Das Schönste ist, daß er glaubt, ich nehme seine Aeußerungen für baare Münze und daß er denkt, mir einreden zu können, er käme blos aus Liebe und Freundschaft zu mir, während er nur kommt meines Abendbrotes halber. Der Esel! Er denkt mich anzuführen und ist doch selbst der Gefoppte. Er weiß nicht, daß ich ihn blos darum um mich dulde, weil ich ihn brauchen kann.

Dienstag, 24. November.

Ich fühlte mich so unwohl, daß ich zu Hause bleiben mußte. Ich hatte die Mandelbräune. Der Hals schwoll mir an,

---

*) S. Schülerliste.

und der homöopatische Arzt der Frau Director erklärte, daß ich mich zu Bett legen müßte. Er gab mir auch von seinen Pulvern, die ich zwar nahm, zu denen ich aber als Universalmediciner kein Zutrauen habe, da ich nicht einsehe, wie alle Krankheiten, die doch meist verschiedene Ursachen haben, durch ein und dasselbe Mittel geheilt werden können.

Mittwoch, 25. November.

Ich blieb heut im Bett und habe überhaupt die Aussicht, wenigstens acht Tage die Stube hüten zu müssen. Mein Vater schrieb mir. Ich würde, da ich beständig allein bin, große Langweile empfinden, wenn mich Zander nicht besuchte. Dieser wahrhaft gute, noch ganz unverdorbene Mensch scheint gegen mich aufrichtige Freundschaftsgefühle zu hegen, die nicht durch den Eigennutz, wie bei K., oder den Trieb, sich zu amüsiren, wie bei Becker, hervorgerufen sind.

Donnerstag, 26. November.

Ich beschäftige mich jetzt mit der Lectüre des genialen Byron.

Ich empfinde jetzt recht deutlich den Unterschied zwischen zu Hause und bei fremden Leuten. Während, wenn ich zu Hause das Bett hüten mußte, eine liebende Mutter nicht von meinem Bett wich, Schwester und Verwandte mich liebreich umgaben und meines zärtlichen Vaters erste Frage, wenn er

zur Thür hereinschritt, war: „Wie befindet sich das Jungel?“ läßt man mich jetzt ganz allein liegen, ohne sich um mich zu bekümmern, ohne nach mir zu sehen, außer in der Zeit, wo der Arzt kommt. Alle Viertelstunde muß ich auf die Gefahr, mich zu erkälten, aus dem Bett, um das Feuer nicht ausgehen zu lassen. Verlange ich etwas, so muß ich aus dem Bett springen und zur Treppe gehen, Emilien zu rufen, die mir gewöhnlich erst, nachdem ich eine halbe Stunde zitternd vor Kälte da gestanden und sie in einem fort gerufen habe, Antwort giebt. Meine Nahrung ist Wassersuppe, meine Behandlung die eines Hundes. Dabei raucht es heut in meiner Stube so, daß ein Gesunder die größten Kopfschmerzen bekommen würde, und als ich mich darüber beschwerte, daß mir der Rauch auf den Hals falle, gab man mir ganz gleichgültig die Antwort: das wäre nicht zu ändern, es raucht, weil der Wind geht. O, wie sehr sehnte ich mich da nach Hause unter die liebenden Hände meiner guten Mutter. Aber das Sehnen war umsonst, und die Thränen, sie flossen vergebens über meine Wangen. Was übrigens das Stubenmädchen betrifft, so werde ich mir ihretwegen noch eine Gallenkrankheit zuziehen. So etwas Klatschiges und Ungefälliges, Dummes, wie diese Emilie, habe ich noch nie gesehen. Dabei verkennt sie aber ihren Vortheil am meisten. Nie geht sie mir den kleinsten Gang, klatscht Alles; rufe ich sie, muß ich erst eine halbe Stunde warten, indeß Riekchen sich ganz anders benimmt. Sie steht

zwar zu tief unter mir, als daß ich mich mit ihr streiten sollte, aber Weihnachten will ich sie strafen.

Sonntag, 29. November.

Heut besuchten mich Flateau, Lehmann, Zander und der dumme Lesser. Da Lehmann, Flateaus Freund, in einer Weinhandlung ist, so kamen wir auf den Einfall, uns über seines Herrn Weine lustig zu machen, und besonders der Champagner war es, den wir bespöttelten, den wir nachgemacht nannten &c. Um uns zu beweisen, daß der Champagner, den seine Handlung beziehe, echt französischer sei, zieht L. den Pfropfen einer Champagnerflasche, den er zufällig in der Tasche hatte, heraus und zeigt uns den darauf befindlichen Stempel: „Perrier et fils". Nachdem wir den Champagnerpfropfen besehen, nehme ich ihn und werfe ihn in die Stube mit dem Gedanken: „Wenn den Jemand findet, glaubt er, ich habe Champagner getrunken."

Montag, 30. November.

Heut kam Frau Director zu mir, und nach vielen feinen Wendungen, in denen sie mich zu sondiren sucht, fängt sie endlich an: „Es ist Alles heraus, Sie haben Sonntag hier Champagner getrunken. Nicht?" Ich, der ich natürlich darüber lachen mußte, gebe ihr, theils weil ich es für kein Verbrechen halte, Champagner getrunken zu haben, theils weil

ich ihren sich klug dünkenden ungerechten Argwohn, der stets da, wo nichts ist, etwas ergründen will und beständig Geheimnisse voraussetzt, die zu erspioniren, um damit prunken zu können, ihre Sucht ist, — um diesen Argwohn also zu bestrafen, vollkommen Recht. Durch dies unerwartete Bejahen wurde sie augenscheinlich verdutzt und in ihrer Meinung irre gemacht. Als ich aber bald darauf ihr erklärte, es sei dies nur ein Scherz gewesen, und es hätte Niemand daran gedacht, hier Champagner zu trinken, der Pfropfen wäre aber blos durch Zufall zu uns gekommen, so hatte sie wieder die felsenfeste Ueberzeugung, ich hätte welchen getrunken. Was doch der Argwohn bösartig ist! Darauf hielt sie mir eine lange Rede, sagte auch, sie wolle es ihrem Mann nicht sagen, während ich doch bestimmt weiß, daß sie es dem und noch anderweitig klatschen wird. Ich antwortete ihr auch ganz höflich, sie möchte sich nicht incommodiren und es immerhin erzählen, wem sie wolle.

Dienstag, 1. December.

Ole Bull ist angekommen. Es sollte mir sehr leid thun, wenn ich durch Krankheit gehindert würde, ihn zu hören.

Ich lese die „Briefe eines Verstorbenen“ von Fürst Pückler. Obgleich sich nicht leugnen läßt, daß sie geistreich geschrieben sind, so finde ich doch Börnes Urtheil sehr wahr: die Briefe wären todt. Kein Funken warmer Lebenshauch ist in ihnen.

Herr Schierholz besuchte mich heute, gerade als ich Klavierstunde hatte. Er visitirte nichts, sondern machte mir nur einen freundschaftlichen Besuch, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen, tadelte mich liebreich, daß ich mich nicht warm genug hielt, und ging. Unten ließ sich Frau Director mit ihm in ein langes Gespräch ein. Da mag sie ihm wohl von der Champagnergeschichte erzählt haben.

Mittwoch, 2. December.

Heut kam Zander*) und erzählte mir, daß ihn Herr Director Schiebe und Herr Schierholz streng inquirirt hätten, ob er bei mir Sonntag Champagner getrunken. Natürlicher Weise konnte er nichts gestehen, und die ganze Untersuchung führte zu keinem andern Resultat, als zu dem, Frau Director zu blamiren. Zander sprach ganz die Wahrheit, gab sogar an, wo man den Lehmann finden könnte. Auch Kindermann, der von Schierholz befragt wurde, wußte nichts, und so sah Schierholz selbst ein, daß hinter der Sache nichts wäre.

Für Hülsse wird gesammelt. Jeder Schüler der zweiten Klasse giebt zwei Thaler, um einen goldenen Pokal zu kaufen.

---

*) Ein Mitschüler, der erst vor wenigen Jahren in Wien starb. Von ihm sind die Rz. bezeichneten „Jugenderinnerungen an Ferdinand Lassalle“ in der „Gartenlaube“ (Jahrgang 1877.)

Der einzige gerechte Lehrer, den die Schule besitzt, der sich nicht zum Spion herabwürdigte und den Unterdrückten beschützte, geht nun fort. Es wird hübsch werden! Sein Stellvertreter wird wahrscheinlich wieder eine Canaille sein.

Donnerstag, 3. December.

Heut hatte ich ein ernsthaftes Gespräch mit Herrn Director Hander. Er gestand mir offen, daß seine Frau ihm (le pauvre diable) jeden Tag und jede Nacht die Ohren müde hetze und ihm keinen Frieden gönne. Sie beklage sich fortwährend über mich. Ich behandelte sie besonders in Gegenwart Anderer nicht mit dem schuldigen Respect. Ich erklärte dies ganz offen Herrn Director, sagte ihm, wie seine Frau stets in Gegenwart von Kameraden mich auszanke, wie ich das durchaus nicht dulden könne, noch viel weniger, daß, wenn sie meine Freunde, die doch gar nichts nach ihr zu fragen haben, selbst angriffe. Ich fragte ihn darauf, ob es etwas Böses wäre, mir in einem Töpfchen Rum zu wärmen, um aus meinem Thee Grogk zu machen. Und als er mit Nein antwortete, so sagte ich ihm, wie seine Frau damals, weil ich das gethan, also hereingestürmt wäre: „Was braut Ihr (meine Freunde) da? Das wollen wir uns verbeten haben!" Ebenso packte sie neulich Zander auf der Treppe an und fragte ihn, ob er zu mir ginge. Sehr höflich antwortete er: „Mit Ihrer Erlaubniß, ja." „Sind Sie

auch Einer von denen," fragte Frau Director, „die oben solchen Lärm machen?" Erstens machen wir keinen Lärm, und zweitens paßt sich diese Frage nicht, und wenn es nicht gerade Zander gewesen wäre, so hätte Frau Director eine derbe Antwort besehen können. Herr Director Hander konnte mir nicht Unrecht geben; indeß sagte er mir, wenn seine Frau ihm ferner so in den Ohren läge, so könnte er sich nicht helfen und müßte, um Frieden zu erlangen, meinem Vater schreiben: „Hören Sie, Herr Lassal, so leid es mir thut, Ihr Sohn kann sich mit meiner Frau nicht vertragen, nehmen Sie ihn weg." Ich gab ihm ganz Recht, bedauerte ihn aber und summte dann:

„Ehret die Frauen, sie flechten und weben
Himmlische Rosen ins irdische Leben."

Frau Director mag sich aber vor mir in Acht nehmen, ich möchte sonst dieser wurmstichigen verblühten Rose ihren eigenen Dorn zu kosten geben. Von der Centifolienart ist sie indessen sicher, denn sie vereinigt in sich cent folies (hundert Dummheiten); nur ist sie noch zehnmal mehr schlecht als dumm.

Sonnabend, 19. December.

Heut gab uns Hülsse die letzte Stunde (von neun bis zehn). Um neundreiviertel erhalte ich einen Brief von Geidler, in dem er mir schreibt, da in der ersten und dritten Klasse

Reden gehalten würden, so solle ich sprechen; im Namen der Secunda fordere er mich auf. Ich antworte nicht. Da schreibt mir Hauptiz*) einer meiner erklärtesten Gegner, einen Brief mit derselben Bitte und dem Bemerken, wenn ich nicht sprechen wolle, so werde er es thun. Mir war die ganze Geschichte eine mißliche. Ich hatte nicht einmal zehn Minuten Zeit, mich vorzubereiten. Ich wollte die Aufforderung nicht annehmen, und doch konnte und wollte ich nicht abschlagen. Indeß winke ich Hauptiz zu, er solle reden. Jetzt schlägt es, und Hülsse hält seine Abschiedsrede. Er ist fertig. Ich sehe mich um, ob Jemand auftreten und sprechen wird. Keiner rührt sich aber. Die ganzen hinteren Bänke winken mir zu. Schon will Hülsse sagen: „Erste Section ab!" da erhebe ich mich, um die Ehre der Klasse zu retten und spreche. Was ich sprach, das weiß ich kaum noch, denn da ich ganz ex tempore sprechen mußte, so waren es nur Eingebungen des Augenblicks. Allein die Rührung Hülsses, der Beifall und der Dank der ganzen Klasse waren mir der Beweis, daß ich meine Sache gut gemacht haben mußte.

Abends kam Demlich**) zu mir und sagt mir, daß Hülsse dem Alten erzählt, ich hätte eine Rede gehalten, die ihn sehr gerührt und ihm den Abschied bedeutend erschwert

---

*) S. Schülerliste.

**) Ein Mitschüler aus Oberleitersdorf.

hätte. Der Alte, fuhr er fort, soll hierauf wüthend geworden sein, um zwölf seine Goldsöhnchen heruntergerufen und ihnen erklärt haben: das Blut habe ihm die Adern sprengen wollen, wie er gehört, daß ich gesprochen habe; die ganze Klasse und selbst die wenigen Guten wären Lumpenkerls; sie hätten rufen sollen: „Nieder! nieder! Lassal!“ Demlich versicherte mir das Alles, doch scheint mir die Sache kaum glaubbar. So viel Gemeinheit übersteigt meinen Horizont. Er sagte also, sie hätten dem abgehenden Hülsse Schmach anthun sollen und sich so pöbelhaft betragen, was er wenn's einem Andern als mir gegolten, mit Recht auf's Strengste gerügt hätte.

Sonntag, 20. December.

Heut machte ich die Bekanntschaft der Zander'schen Familie. Seine Schwester R. interessirte mich ungeheuer. Sie ist bildschön, zum Küssen; aber ich bin leider noch nicht zum Küssen eingerichtet. Geduld, mon petit ami! Der Augenblick wird kommen. Uebrigens habe ich mich nach Kräften liebenswürdig gemacht.

Den dritten Brief von Isidor habe ich bekommen, ohne ihm zu antworten. Ich Undankbarer!

Montag, 21. December.

Heut, wie ich aus der Schule kam, sehe ich einen Brief an mich auf dem Tisch mit der Aufschrift „cito citissime!“

Hastig erbreche ich ihn. Er ist von meiner Schwester und von Lachs, die mir melden, Sonnabend, den 26. sei die Silberhochzeit meiner Eltern. Sie hätten mich um Alles in der Welt gern kommen lassen, wenn nicht der Frost sie davon abgehalten hätte, auch hätten sie verboten, es mir zu schreiben, damit ich keine Sehnsucht bekäme, nach Hause zu reisen, da dies der Kälte wegen nicht anging. Doch gab meine Schwester, klug wie immer, mir einige Winke: ich solle thun, was ich nicht lassen könne. Ach, es hätte dieser Winke nicht bedurft! Ich war fest entschlossen, um jeden Preis und in jedem Falle zu kommen. Aber welche Hindernisse stellten sich nicht in den Weg! Schiebe, der mich so haßte, sollte mich ohne ein Schreiben meines Vaters reisen lassen! Kaum denkbar! Und selbst meine Pflegeeltern, wenn sie nun anderer Meinung waren? Ich berief mich zwar auf den Brief, aber hätten sie diesen selbst gelesen, so würden sie außer einigen versteckten Winken nur Bedauern, daß ich nicht komme, gefunden haben.

Indeß, es gelang, und Hander wie seine Frau zeigten sich diesmal im besten Lichte. Ja, ich glaube, daß es mir ohne Hander schwerlich gelungen sein würde, Schiebes Erlaubniß zu erhalten.

Donnerstag Nachmittag saß ich auf dem Dampfwagen und flog Breslau zu.

Ich gehe über meine Reise hinweg. Sonnabend früh

um sieben Uhr war ich in Breslau angelangt. O, welche Wehmuth ergriff mich, als ich die geliebten Straßen und Thürme sah, die ich mich vor drei Vierteljahr so gefreut hatte zu verlassen. Ich stieg bei Onkel Friedländer ab, der nicht wenig erfreut war, mich so gleichsam aus den Wolken gefallen zu sehen. Schnell kleidete ich mich an und flog zu meinen Eltern. Die Freude meines Vaters, meiner Mutter und meiner Schwester zu beschreiben, übersteigt meine Fähigkeit. Besonders mein Vater war rein außer sich. Gerade er hatte die meiste Sehnsucht gehabt, mich zu sehen, und wollte sogar nach dem Feste zu mir heraufkommen. Sieben glückliche Tage verlebte ich hier. Meine Mutter wollte mich noch länger dabehalten, aber ich kannte Schieben zu gut und liebte meinen Vater zu sehr.

Die Heirath meiner Schwester mit Cousin Friedland ist jetzt fast entschieden, und man erwartet Ferdinand aus Paris.

Freitag, 1. Januar 1841.

Saß ich wieder auf dem Wagen, und fort ging's von den liebenden Eltern hin in die Region des Hasses.

Sonntag hatte ich Leipzig erreicht. Ich ging zu Zander, wo man mich sehr freundlich empfing. Ebenso besuchte ich Johnson und Nagelschmidt, die mir Geldbriefe, Kuchen und Sachen brachten.

Montag, 4. Januar.

Früh gleich ging ich zu Schiebe und überreichte ihm den Brief meines Vaters. Ich wurde sehr gnädig empfangen.

Dienstag, 5. Januar.

Abends besuchte mich Zander. Ich arbeitete mit ihm, und als ich aufstehen will, die Briefe holen, werfe ich die Lampe herunter. Sie zerbrach, sowie der Schirm und der Cylinder, und das Oel ergoß sich auf den Erdboden. Zander und ich, wir liefen nach Thon und schmierten die Flecke ein.

Mittwoch, 6. Januar.

Als ich heut die Frau Director grüßte und anredete, bemerkte ich, daß sie ungemein lau war. Etwa der zerbrochenen Lampe wegen? Abends kam Hander in mein Zimmer und sagte, ich hätte mich mit Zander gebalgt, (so hat das Stubenmädchen Emilie — denn außer ihr war Dienstag Abend Niemand zu Hause — referirt) und dadurch die Lampe zerbrochen. Als ich ihm das Gegentheil versicherte, wollte er's nicht glauben und fügte hinzu: „Wir werden später darüber sprechen."

Nachmittags war ich bei Zanders und amüsirte mich vortrefflich.

Donnerstag, 7. Januar.

Heut früh stehe ich etwas spät auf, will mich eilig anziehen, stoße an den Tisch an, das Licht fällt herunter, und

der Leuchter zerbricht. Mittags komme ich nach Hause. Hander ist ganz einsilbig und spricht kein freundlich Wort. Endlich fängt er an:

„Nun, Zander kommt nicht mehr hinauf.“

Ich: „Warum denn?“

„Weil Sie sich mit ihm gebalgt haben, wie ungezogene Gassenjungen. Nun wissen Sie's gleich.“

Ich: „Glauben Sie mir, Herr Director, ich habe mich nicht gebalgt.“

Bei diesen Worten springt Hander wüthend auf, kommt auf mich zu: „Sie Flegel, Sie Grobian, Sie impertinenter, arroganter Junge Sie, wie können Sie so frech, so grob sein und sagen, Sie haben sich nicht gebalgt, wenn ich das Gegentheil behaupte! So sollen Sie mir nicht kommen, Sie dummer Junge Sie! Marsch, hinauf in Ihre Stube! Oben sollen Sie essen bis Ostern! Schieben werde ich es schreiben! Alles werde ich ihm sagen, Alles! O, ich weiß viel von Ihnen. Das soll er jetzt Alles erfahren.“

Ich versuchte ihn zu beschwichtigen, aber umsonst, ich reizte ihn nur noch mehr. Er stürmte hinter mir die Treppe herauf, und als er die schon eingeschmierten Flecke sah, schrie er: „Ein Schweinigel sind Sie, wenn Sie's wissen wollen, Sie Esel Sie! Künftig werden Sie Ohrfeigen bekommen! Nun wissen Sie's gleich. Wenn Zander herauskommt, bekommt er ein paar Schellen.“

Darauf ging er. Einen Augenblick später kommt er mit dem Leuchter herauf. „Was war das für ein Betragen?" „Es war ungeschickt von mir." „So! Na warten Sie nur, das sollen Sie büßen."

Ich: „Nun, mein Gott, einen Leuchter zerbrechen ist doch kein Verbrechen!"

„Kein Verbrechen! Das sind die Heine'schen Ansichten, die Sie haben. (Ich warf ihm einen verächtlichen Blick zu.) Aber diesen Leuchter und die Lampe zeige ich Schieben. Warten Sie, Ihnen will ich's zeigen! Sehen Sie mich nicht mit diesem Blick an oder Sie bekommen ein paar Ohrfeigen, daß Sie zum Fenster rausfliegen!"

Jetzt war meine Geduld erschöpft. Krampfhaft griff meine Rechte nach dem Tintenfaß, und schon wollte ich meiner Wuth und meinem gepreßten Herzen durch einen Wortstrom Luft machen, aber der Gedanke an meinen Vater ließ mich diesen Vorsatz aufgeben. Noch begreife ich nicht, wie ich so ruhig bleiben konnte, da ich wegen einer solchen Kleinigkeit so behandelt wurde, und ich glaube, wäre ich nicht kurz vorher zu Hause gewesen und hätte da gesehen, wie sehr mein Vater mich liebt, ich hätte nicht den Sieg über mich davongetragen. Aber der Gedanke an den Kummer, den ich, wenn ich mich revanchirt hätte, meinem Vater bereitet haben würde, hielt mich nieder. Ich begnügte mich also damit, ihn mit einem herausfordernden Blick anzusehen, und er ging fluchend aus

dem Zimmer. Freitag und Sonnabend aß ich noch auf meinem Zimmer, dann aber, bedenkend, daß es so nicht bleiben könnte, wie Schiebe mit Freuden, diese Gelegenheit, mich zu vernichten, ergreifen würde, wieviel Kummer meinem Vater daraus entstünde, that ich den ersten Schritt und besuchte Schiebe auf seiner Stube. Ich gab nach, und wir versöhnten uns. Wer sich hierbei in einem schlechten Lichte zeigte, war seine Frau. Ich will das auch nicht vergessen.

Mit Becker bin ich wahrhaft Freund geworden. Er gehört zu den Menschen, an denen man, je näher man sie kennen lernt, desto schönere Seiten entdeckt. Ganz das Gegentheil hiervon ist Moewes.

Montag, 18. Januar.

Heut war der denkwürdige Tag, an dem Becker und ich unser Freundschaftsbündniß durch Du und Du besiegelten.

Zander besuche ich oft. Ich fühle mich zu der schönen Rosalie sehr hingezogen und kann mit meinem Erfolg sehr zufrieden sein. Ich habe auch Becker daselbst eingeführt.

Ich weiß nicht, wie es kommt, daß ich mein Tagebuch jetzt so lückenhaft führe. Der Grund mag wohl darin liegen, daß mir zuviel Bemerkenswerthes arrivirt und ich unmöglich Alles aufzeichnen kann. Hat man aber erst etwas stillschweigend übergangen, so reißt es ein. Indeß ist es wahr, ich erlebe zuviel, um Zeit genug zur Beschreibung übrig zu behalten.

Ich muß sagen, daß mein Aufenthalt in Leipzig, die Schule ausgenommen, gar nicht unangenehm ist. Und auch die langweiligen Stunden in der Klasse werden mir durch meinen Freund Wilhelm Becker versüßt. Sonntag und Sonnabend füllen gewöhnlich Schlitten- und Whistpartien oder Besuche bei Rosalien aus, und so geht das seinen guten Gang fort, bis manchmal Schiebes Gemeinheit wieder unangenehm dazwischendonnert. Indessen habe ich mich einmal gewöhnt, den Kerl mit humoristischer Verachtung zu betrachten, und so mag er denn bellen! Schade nur, daß ich ihm das Beißen nicht wehren kann!

Indeß wenn ich dran denke, daß Wilhelm Ostern nach Marseille geht, so möchte ich mich schon heut grämen. Grand Dieu! Was werd' ich dann anfangen! Obschon mir manchmal bedünken will, daß Wilhelm mich lange nicht so liebt, wie ich ihn, so fühle ich dennoch, wie ich sozusagen verwaist sein werde, wenn er fort ist. Merkwürdig ist es noch heut, wie wir uns so zusammengefunden haben.

Wie ich in die zweite Klasse kam, wurde ich von fast Allen gehaßt, für insupportable gehalten, ausgelacht. Wenn mich nicht damals der schöne feste Glaube an mich selbst aufrecht gehalten hätte, so hätte ich Misanthrop werden müssen. Und siehe, gerade Jene, die am meisten lachen, sind jetzt meine besten Freunde. Wilhelm ist mein Freund, und Nathanson*) scheint es werden zu wollen.

---

*) S. Schülerliste.

An der Mehrzahl der Klasse liegt mir nichts. Von jeher lag mir nur an denen, die ich achte, und von denen ich weiß, daß Sie verstehen können. Wer mich nicht versteht, dessen Urtheil kann mir gleichgültig sein, und wenn ein Solcher über mich schlecht urtheilt, so ist es gerade, als ob ein Schulknabe, dem Hafis' weise Sprüche in die Hände fielen, weil er die Sprache nicht versteht, mit Verachtung das Buch von sich schleuderte.

Ich will jetzt wieder mal versuchen, ganz regelmäßig mein Tagebuch zu führen und jeden Tag hineinschreiben.

Mittwoch, 17. Februar.

Heut Nachmittag gab Heuschkel meine deutsche Arbeit über „Freundschaftsregeln" zurück. Ich hatte in dieser Arbeit die ganze Klasse der Philister und dummen Theoretiker auf das Heftigste angegriffen. Weit entfernt, Freundschaftsregeln aufzustellen, war meine Arbeit nichts als eine heftige Invective gegen diejenigen, die sogar unseren Gefühlen Regeln vorschreiben wollen. Wie H. hereintrat, verlangte sogleich die Klasse, daß meine Arbeit vorgelesen werden sollte. Heuschkel ließ sich zuerst in eine Disputation mit mir ein, in der ich jedoch Sieger blieb*). Der idealen Begriffe wegen, die ich für die wahre

*) Dieser Vorgang wird auch von Zander in der „Gartenlaube" a. a. O. erzählt. Zander erinnert sich des poetischen Eingangs dieser Lassalle'schen Arbeit:

„Nicht wägen mit der Waage in der Hand
Läßt sich der Freundschaft golden hehres Band."

edle Freundschaft aufstellte, nannten mich Einige überspannt. Die Armen! Wenn sie heut schon so nüchtern von der Freundschaft sprechen, was werden sie in einem Alter von fünfzig Jahren darüber sagen. Wenn sie schon heut nur jener spießbürgerlichen Freundschaft fähig sind, heut als kaum in's Leben getretene Jünglinge, wie engherzig werden sie als Greise sein! Ich bedauere sie, diese Menschen, die schon von ihrer Geburt an alte, bedächtige Philister sind.

Was mich aber schmerzte, war, daß auch mein Freund Wilhelm sich unter Jenen befand, die meine Verehrung für das Wort „Freundschaft" Ueberspannung nannten. Und doch weiß ich, oder glaube ich wenigstens, er begreift mich. Es ist blos Neckerei, Scherz von ihm, mich überspannt zu nennen. Und doch, wüßte er, wie rauh dieser Scherz die zartesten Saiten meines Gemüthes verstimmt, er würde ihn lassen! Nicht um meinetwillen schmerzt es mich, es thut mir nur weh, ihn auf Augenblicke unter die gewöhnliche Rasse zählen zu müssen.

Heut Abend spielte ich mit L., der zu mir kam, Whist. Eine solche Ehrlosigkeit übersteigt meine kühnsten Begriffe. Zu einem Menschen zu kommen, der mir gestern die Thür gewiesen hat! Das fasse ich nicht.

Ein widriges Gefühl ergreift mich, wenn ich Leute wie diesen und ähnliche betrachte. Denn ich sehe in ihnen die lebenden Gründe, warum das jüdische Volk so verachtet

wurde. Solche Leute waren es, die es dahin brachten. Diese Niedrigkeit der Gesinnung, dieses Kriechende, diese Gemeinheit — pfui, welch abscheuliches Gemisch! Ich spreche mit L., erlaube ihm, mich zu besuchen, um Charaktere dieser Art studiren zu können.

Der einzige schöne Zug ist die dem Juden angeborene Gutmüthigkeit, die er in hohem Grade besitzt.

Sonntag, 21. Februar.

Nachdem ich mich mit Becker, Moewes und Hasselbach eine Stunde auf dem Thonberg*) gelangweilt hatte, besuchte ich, von meinem Wilhelm begleitet, eine befreundete Familie. Es war ein genußreicher Abend, den wir da verlebten. Der Zauber, den diese unschuldige, allen Künsten der Koketterie so fremde Tochter auf mich ausübt, ist grenzenlos, und eben, weil es Natur allein ist, die sie so reizend macht, ist sie doppelt liebenswürdig. Das Mädchen ist ganz zum Entzücken geschaffen. Diese blauen schmachtenden Augen, dieses Ebenmaß alle rihrer Züge, diese blendende Weiße der Zähne, diese schwellenden Lippen, diese sanfte Rundung des Kinns, dieser jungfräuliche Busen! O, sie ist wirklich schön! Und

*) Der Name eines ländlichen Vergnügungslocals, das in neuerer Zeit eingegangen ist. Es lag an der Landstraße, die nach Probstheida führt, unweit des Napoleonsteins, des besuchtesten Schlachtdenkmals.

dabei so unschuldig, so lammfromm, so kindlich rein, so schüchtern und so zurückschreckend vor jeder bloßen Berührung des anderen Geschlechts.

Ich hatte wahrlich heute keinen Grund, „diem perdidi“ auszurufen.

Montag, 22. Februar.

Heut kam Brief von Isidor, der sich, wie er schreibt, in Hamburg recht wohl befindet. Dennoch verläßt er es zu Ostern, um nach Manchester zu gehen. Das Schicksal scheint uns unerbittlich trennen zu wollen, aber trotzdem will ich, wenn es geht — und es muß gehen —, sein Loos mit dem meinigen verknüpfen. Wenn meine schönsten Träume, die ich sogar diesem Buche nicht anvertrauen mag, wahr werden, dann geht es auch in Erfüllung, daß mein Isidor, sein Schicksal nur an das seines Freundes knüpfend, mit mir kämpft und siegt. Denn siegen müssen wir in dem Kampfe, den ich zu kämpfen gedenke! Siegen muß das Licht, und die Finsterniß weicht! Siegen wird der Verstand, die Vernunft, die göttliche, und mit ihren hellleuchtenden Blitzstrahlen den Aberglauben und die Dummheit verscheuchen, gleich wie der Tag die Nacht verscheucht!

Freitag, 26. Februar.

Daß noch immer kein Brief von zu Hause kommt, beunruhigt mich nicht wenig. Es wird doch, Gott behüte,

Niemand zu Hause unwohl sein! Auch bekommen alle meine Pläne durch dies Ausbleiben jeglicher Antwort einen Strich à travers. Meine Fête, meine Reitstunden, Alles wird dadurch verschoben und aufgehalten.

Auch daß Ferdinand noch nicht hier angekommen ist, will mir gar nicht gefallen. Ich weiß in der That nicht, was ich davon denken soll.

Sonntag, 28. Februar.

Heut kam etwas zum Ausbruch, worüber ich schon lange nachgedacht hatte. Meine Garderobe ist nämlich von der Art, daß ich schon unzählige Male ihretwegen von meinen Bekannten über die Achsel angesehen, von meinem Freunde Wilhelm, der mit Recht in jedem Stück und jeder Beziehung die Pflicht der Aufrichtigkeit, die er mir schuldig ist, erfüllt, aber ausgelacht und getadelt wurde.

Schon ehe ich auf die Handelsschule kam, war mein Vater ärgerlich, wenn er sah, daß ich auf die Kleidung viel gab, und hatte es sich zur Maxime gemacht, meinem Hang durchaus nicht nachzugeben. Er nannte es Eitelkeit 2c., so daß schon früher dieser Gegenstand zu lebhaften Debatten Gelegenheit gab. So schlecht aber wie auf der Handelsschule war meine Garderobe noch nie gewesen: ihre Niederträchtigkeit zu beschreiben, so gewandt ist meine Feder nicht. Es sei genug, daß sie sehr oft Gelegenheit zu Bitten, dann Tadel und zuletzt

Sarkasmen von Seiten Wilhelms gab. Was sollte ich thun? Selbst seinem besten Freunde gegenüber besitzt der Mensch kleine Eitelkeiten. Ich schämte mich, meinem Freunde W. zu gestehen: ich fühle das Bedürfniß, mich anständig zu kleiden, so gut wie er, und nur die Grille meines Vaters sei es, die mich zwinge, wie einen Gott auch nur einen und noch dazu sehr schlechten Rock zu haben. Ich machte es also wie der Fuchs mit den Trauben. Ich that, als läge mir an Kleidung nicht das Geringste, und erheuchelte mir auf diese Weise einen Cynismus, der meiner Seele nur allzu fremd ist. Ich bin kein Geck, kein Modenarr, werde mich aber dereinst stets auf das Sorgfältigste kleiden. Kleider machen Leute, ist einmal die Meinung des neunzehnten Jahrhunderts. Und es ist thöricht, wenn ein Mensch, der von den Menschen abhängt und von ihnen leben will, die Urtheile und sogar die Vorurtheile der Welt verhöhnt. Verachten mag er sie, bespötteln im Innersten seines Herzens, aber ihnen offen Trotz bieten — nein, bei Gott nicht! dann ist er ein Thor.

Es gewährt gewiß Jedem einiges Vergnügen, wenn er sich fein gekleidet im Spiegel betrachtet. Wer sich aber um deswegen elegant kleidet, um sich im Spiegel zu gefallen, ist ein Narr und ein Geck. Anderen soll meine Kleidung gefallen. Ich kleide mich schön um Anderer willen. Und mein Vater hat Unrecht, wenn er mir darin wehrt. Uebrigens ist meine Garderobe so miserabel, daß selbst Frau Director

mir mehrmals gesagt hat: „Wirklich, Lassal, wenn Ihnen nicht Alles so nobel stünde, sähen Sie aus wie ein Lump.“

Oft hatte ich das Alles schon überlegt, doch hatte ich wirklich darauf resignirt, mein Eulengefieder eher abzustreifen, als bis ich wenigstens etwas selbständiger wäre. Doch heute kam mir Dieu merci ein klügerer Entschluß.

Wilhelm hatte mich zu einem Besuch abgeholt und wartete ungeduldig darauf, ich sollte mir meinen Rock anziehen und mit ihm kommen. Aber den Rock anziehen, da lag eben die Schwierigkeit. Ich schämte mich, vor den Augen meines Freundes jenen abgeschabten Sonntags-, Arbeits- und Schlafrock anzuziehen. Ich schämte mich, wenn ich bedachte, in diesem Rock Nachmittag Damenbesuche zu machen.

In einem Augenblick sagte ich mir, was für und gegen den Gegenstand zu sagen war. Mit Bitterkeit kramte ich den Plunder, der im Schranke hing, zusammen, warf ihn W. hin und sagte: „Wähle einen Rock.“ W. stand da. Er wußte nicht, was er sagen sollte. Doch ich unterbrach bald das Stillschweigen durch die Worte: „Komm mit mir zu Deinem Schneider.“ Wir gingen, und ich bestellte Rock, Hosen, Weste, dann auch Stiefel, so fein, als selbst W. es nur verlangen konnte. Und ich gab mir das feste Versprechen, von nun an stets um jeden Preis und auf jeden Fall durchaus fein zu gehen. Ich will dies Versprechen gerade

kein frommes Gelübde nennen, aber ich werde es vielleicht um so fester halten, weil es kein frommes Gelübde ist.

Mittwoch, 3. März.

Ich fuhr mit Becker und Moewes Schlitten. Sehr ängstet es mich, daß noch immer jede Antwort von zu Hause ausblieb. Ich weiß gar nicht, welcher Ursache ich es zuschreiben soll.

Sonnabend, 6. März.

Heut zeigte sich der Alte wieder einmal in seiner vollen Glorie. Er war wieder einmal ganz er selbst. Um zwölf Uhr kam er in die Klasse mit dem Monatsbericht. Ich war bei Courbassier (Courvoisier) als unruhig bemerkt. O, wie ließ da der Alte seinen Gefühlen freien Lauf. Charakteristisch war unter Anderm die Aeußerung: „Wart', bei der Censur will ich's Dir schon eintränken!“ Recht deutlich zeigte sich bei Wilhelm seine Gemeinheit. „Es ist mir ungeheuer lieb, daß Du abgehst. Dich brauchen können wir nicht,“ sagte er zu W. Und doch hatte er Alles angewandt, seinen Vater zu permoviren W. noch hier zu behalten. „Von Becker und Lassal,“ erklärte er, „nehme ich auf keinen Fall das Stammbuchblatt (Beschreibung der Feier) an.“ Wahrlich, darüber würde ich mich wenig grämen. Doch will ich diese Ostern, wenn mein Vater kommt, sehen, ob dieser Vorsatz gegen ein Abend-

essen im Hôtel de Bavière Stich hält. Was das Zeugniß betrifft, so habe ich keine Furcht. Im Wissen kann er mir nicht schlecht geben, ja sogar das „Gut“ nicht vorenthalten, und was er mir sonst einschreibt, soll mir einerlei sein.

Eines nur betrübt mich, nämlich die Furcht, mein Vater könnte sich betrüben. Doch hoffe ich mit Gottes Hülfe ihm Ostern einen kleinen Begriff geben zu können, was das für ein Mann ist, dieser Schiebe. Ich sage: einen kleinen Begriff, denn ganz kann das blos einer seiner Schüler einsehen.

Es muß doch aber weit mit einem von uns Beiden, mit mir oder Schiebe, gekommen sein, daß, während er mich so schmählich herunterhunzte, auch keine noch so leise Schamröthe meine Wangen überzog. Entweder bin ich der ehrloseste Kerl von der Welt, oder Schiebe anerkannt für einen Lump, dessen Worte da sind wie der Hauch des Windes. Aber nein, ich bin nicht ehrlos, mir mangelt nicht Ehrgefühl. Aber des Alten Worte, sie können keinen Eindruck machen. Der beste Beweis liegt in dem Betragen der Schüler selbst. Wäre er nicht anerkannt für den ungerechtesten Schuft, hätten seine Worte nicht bei uns Allen weniger Gewicht, als das Lästern irgend eines Schandmaules, so hätten ja die Schüler scheu vor mir zurücktreten müssen. Aber nein, sie näherten sich nur, indem sie mir zuriefen, mich über des Alten Worte hinwegzusetzen. Wirklich, diese Aufforderung ist nicht nöthig

bei mir. Mag er reden vor der Hand! Einst will ich ihm schon das Maul stopfen.

Schneider Hoffmann brachte mir meinen neuen Anzug, und ich fand Gelegenheit, die Wahrheit des Sprüchwortes „Kleider machen Leute“ zu erproben.

Dienstag, 9. März.

Heut um neun Uhr erhalte ich ein Billet von meinem Cousin Ferdinand Friedland de Paris, in welchem er mir seine Ankunft hier anzeigt und mich bittet, so bald als möglich in sein Hôtel zu kommen. Drei unerträglich lange Stunden mußte ich mich gedulden, dann flog ich aber auch mehr als ich ging, zu meinem Cousin. Wir waren Beide höchlich erfreut, uns nach dem Zeitraum von fünf Vierteljahren wieder zu sehen. Nach den ersten Umarmungen besprachen wir unsere beiderseitigen Pläne. Eigentlich hatte Ferdinand ein kleines Recht, mir zu zürnen. Merkwürdig bleibt es, wie ich ohne äußere Veranlassung wieder zu meiner ersten Meinung zurückgekehrt bin. Zuerst, wie die Heirath in Vorschlag kam, war ich derjenige, der am allereifrigsten seine Stimme für Ferdinand erhob. Wie er von uns wieder abgereist war, änderte sich allmählich meine Meinung. Nicht daß etwa mein Interesse schwächer wurde, aber die vielen Verleumdungen, so wenig ich ihnen auch Glauben schenkte, mußten nothwendig Argwohn erwecken. Auch glaubte ich nicht, daß Riekchen auf die Länge

der Zeit ihrer Inclination für ihn treu bleiben würde. So kam es, daß ich sogar gegen ihn wirkte. Aber in Leipzig hatte ich wieder meine frühere Ueberzeugung, und bei dem entscheidenden Aufenthalt meiner Eltern hier habe ich wieder für ihn gesprochen und vielleicht nicht wenig zu der Entscheidung beigetragen, die eben jetzt meinen Cousin aus dem glänzenden Paris, aus dem Ministère, aus der Mitte aller Künstler und Gelehrten, Dichter und Staatsmänner rief, um in Breslau meine Schwester zu heirathen.

Er zweifelt, wie er mir selbst sagte, noch daran, daß aus der Partie etwas wird. Dies thue ich nun zwar nicht, doch sehe ich voraus, daß er noch viele Vorurtheile zu bekämpfen und viele Unannehmlichkeiten zu ertragen haben wird. Ihm thut es sehr leid, daß ich nicht mit nach Breslau kann, ihm zu helfen &c. Mir thut es sowohl aus dieser, als auch aus mehreren anderen Beziehungen leid.

Was mich betrifft, so versprach Ferdinand auch meine Angelegenheiten zu ordnen. Wohl sieht er als ein Mann, der sich so lange in der glänzendsten Welt bewegte, ein, daß ich nicht so fortleben könne, mit zwei Thalern den Monat.

Wie ich wieder um eineinhalb Uhr mich von Ferdinand trennen wollte, um in die Schule zu gehen, litt er dies nicht, sondern behielt mich bei sich unter dem Versprechen, es selbst bei Schieben zu verantworten.

Uebrigens weiß ich seit Michaelis mich nichts zu

erinnern, das so wohlthuend auf mich eingewirkt hätte, als die Ankunft Ferdinands. Wenn man ein langes halbes Jahr unter Dummköpfen und Canaillen gelebt hat, ist es wirklich ein Glück, wieder einmal mit Jemand zusammenzukommen, von dem man verstanden wird.

Als ich Abends nach Haus kam, hatte ich noch ein langes Gespräch mit Hander. Er ermahnte mich, um Gottes willen behutsam zu sein. Ja, er war ehrlich genug, mir zu sagen: „Sehen Sie, Lassal, Sie stehen schon deshalb beim Alten schlecht, und es ist sogar der Hauptgrund, weil Sie bei mir sind. Es thut mir leid, daß ich die Ursache bin. Aber was soll ich machen? Schützen kann ich Sie gegen Schiebe nicht, und ich möchte mich um Alles in der Welt nicht in einen Kampf mit Schiebe einlassen."

„Warum das? Sie haben doch keinen Grund, ihn zu fürchten."

Da gab mir Hander die leider allzu wahre Antwort: „Nein, ich fürchte Schiebe nicht, aber in einem Kampfe mit ihm werde ich allezeit verlieren, denn ich kämpfe mit ehrlichen, er aber mit unehrlichen Waffen."

Ich bat nun Hander noch, das Alles Ostern meinem Vater zu sagen, der mir nie glauben wolle. Er versprach es und ich begab mich zu Bett.

Gott, was liegt nicht Alles in den Worten Handers! Er, der unabhängige, freie, geachtete Mann fürchtet Schieben.

Um wieviel müßte ich, sein Untergebener, sein gehaßter Untergebener, ihn fürchten! Und dennoch, weiß Gott, wie es kommt! ich fürchte ihn nicht ein bischen.

Mittwoch, 10. März.

Ich flog zu meinem Cousin. Nachdem wir einige Stunden auf das Angenehmste verplaudert und wir uns gegenseitig unsere Luftschlösser hatten sehen lassen, gingen wir aus.

Unbegreiflich ist mir doch dieser Ferdinand. Ich habe eine sehr gute Idee gehabt, als ich ihn mit dem Chevalier de Seintgal verglich. Und so, wie Casanova, nachdem er an allen Höfen Europas die glänzendste Rolle gespielt, sich endlich zurückzog, um als armseliger Bibliothekar auf dem Schlosse des Grafen von Waldstein, von den Dummköpfen, die ihn nicht begreifen konnten, tausendfach angefeindet zu leben, so verläßt mon cousin Paris, Ehren, Würden, Berlioz, Heine, Salohs und weiß Gott was Alles noch, um in unserm tristen Breslau Calicot zu verkaufen an polnische Jüdchen.

Wir gingen zu Breitkopf und Härtel, und dann geleitete ich meinen Cousin an die Handelsschule. Er ging hinauf, ich wartete unten. Schiebe war, wie ich Ferdinand auch darauf vorbereitet hatte, sehr schlimm auf mich zu sprechen. Als aber Ferdinand ihn bat, zu entschuldigen, daß ich fehlte, es sei nur auf seine Veranlassung geschehen, so wurde Schiebe,

der mich bis dahin für krank hielt, sehr zornig und nahm durchaus F.'s Verwendung nicht an.

Donnerstag, 11. März.

Heute ist Herrn Directors Geburtstag. Ich gratulirte ihm und begab mich dann in die Schule. Mit einem Entschuldigungszettel Ferdinands versehen, begab ich mich zu Schieben. Kaum wurde mich dieser gewahr, wurde er wüthend, sagte, weder Zettel noch Cousin gehe ihn was an, ich hätte gegen das Regulativ verstoßen und müsse um neun Uhr vor die Synode kommen. Das war zuviel. Das hieß die Pedanterei und den Haß auf's Höchste steigern. Ich begab mich in die Klasse, wo gleich die Schüler auf mich zueilten, doch ich zog mich mit Becker zurück und erzählte es ihm. Er empfahl mir vor allen Dingen stoische Ruhe.

Um neun Uhr wurde ich hinuntergerufen.

Ich trat ein. In der Mitte saß der Director, um ihn herum in einem Halbkreis sämmtliche Lehrer. Ich stellte mich dicht am Eingang hin mit zusammengefalteten Händen, die Augen zu Boden geschlagen. Während der ganzen Verhandlung war ich bemüht, alle die Gefühle, die mich wechselweise bestürmten, auch durch kein Zucken meines Mundes zu verrathen. Haß, Verachtung, Hohn, Aerger, Trauer, Wuth, Gleichgültigkeit wechselten in meiner Brust, doch verrieth nichts, was da drinnen vorging, und mit der größten An=

strengung zwang ich meine Gesichtszüge zu einer Ruhe, die schlecht zu meiner Lage paßte, bei einem Eintretenden aber gewiß dem Gedanken, ich stehe jetzt vor der Synode, widersprochen hätte.

„Immer näher!“ erscholl es. Ich trat einige Schritte vor, blieb aber in meiner vorigen Stellung und würdigte die ganze Versammlung auch keines Blickes.

Der Director las nun mein sogenanntes Verbrechen vor und erklärte, daß er auf meinen Cousin nicht die geringste Rücksicht nehme. Nun fing ein Schauspiel an, das wirklich im wahren Sinne des Wortes sehenswerth war. Schiebe, Schierholz und, was mich am meisten ärgerte, Feller waren die Sprecher, die Anderen schwiegen. Diese drei aber lösten sich unaufhörlich ab. Trotz der unbeschreiblichen Verachtung, die ich empfand, wurde ich doch ganz wehmüthig. Mir kam vor, ich wäre ein todter Adler und läge auf dem Felde, und es kämen die Raben und die diebischen Elstern und all das verächtliche Geflügel, und pickten mir die Augen aus und nagten mir das Fleisch von den Knochen. Plötzlich aber fing ich wieder an mich zu regen, es kam Leben in mich, und ich erhob mein rauschendes Gefieder. Krächzend entflohen die Raben und Elstern, ich aber schwang mich auf zur Sonne.

Aus diesen Träumereien weckte mich unangenehm der Baß des Alten. Gott, was raisonnirten die nicht zusammen! Kein gutes Haar ließen sie an mir. Ich wurde für heuchlerich,

betrügerisch, schlecht, eigennützig, überspannt, hinterlistig, verrückt und verdreht erklärt. Da die guten Herren über meine Leistungen nicht reden konnten, das Raisonnement über das vorliegende Verbrechen auch bald erschöpft war, so fingen sie an, auf meinen Charakter zu kommen.

„Meine Herren," fing Feller, diese personificirte Falschheit, an, „Messieurs, Sie müssen wissen, Lassal betrachtet Alles mit dem Auge eines Philosophen. Wir sind nicht seine Vorgesetzten. Den Begriff Vorgesetzten giebt er überhaupt nicht zu. Wir sind seine Untergebenen, denn wir werden ja bezahlt. Ueberhaupt Liebe, Hochachtung, Dankbarkeit, die kennt Lassal nicht. Alles, was aus dem Herzen kommt, ist ihm unbekannt, sowie das Wort Herz selbst. Er hat zu Niemand Liebe. Sein Grundsatz ist Liebe 2c. zu heucheln, so lange er Jemand benutzen kann." „Ein schöner Grundsatz!" höhnte der Alte. „Dabei," fuhr Schiebe fort, „weiß er sich einen Schein zu geben." „Einen Schein," wiederholte Schierholz. „Einen Schein," tönte es aus Fellers Lippen, wie das Echo in Adersbach.

„Du thätest am besten," sagte nun der Alte, „Du würdest Komödiant. Da könntest Du heute den Shylock und morgen eine andere schlechte Rolle geben, denn Du bist zu jeder schlechten Rolle fähig."

Und in diesem Stile ging das fort.

Hierauf wurde ich ersucht, hinauszutreten. Als ich

wieder hineinkam, las mir Herr Director ein Urtheil vor: Ich hätte drei Wochen Hausarrest, und wenn ich mir noch einmal etwas gegen das Regulativ zu Schulden kommen ließe, würde an den Vorstand Anzeige gemacht werden. Als ich nach Haus kam, war schon ein Brief Sch.'s an Hander angelangt, in dem er ihm meinen Hausarrest anzeigte und ihn ersuchte, im Fall daß ich ausginge, es ihm anzuzeigen. „Die Justiz würde dann prompt sein," fügte er hinzu.

Dieser Satz jagte nun H. viel Schrecken ein. Er zeigte ihn meinem Cousin und legte ihn so aus, daß Schiebe mich wegweisen könne. Zwar ist Schiebes Macht groß, aber das kann er Gott sei Dank nicht so leicht. In meinen Leistungen war ich untadelhaft, ich will auch in meinem Betragen jetzt sehr behutsam sein. Ich will mich von nun an nicht gut betragen, denn ich habe mich nie schlecht aufgeführt, aber ich will mit einem Wort mich gar nicht betragen. Bis jetzt war meine Hoffnung, Ostern abzugehen. Von nun an ist es mein fester Entschluß, den vollen Curs durchzumachen. Ich fürchte S. nicht.

Freitag, 12. März.

Heut war Bußtag und der erste Tag meines Hausarrestes. Wilhelm Moewes und Zander besuchten mich und versuchten mich über mein Schicksal zu trösten. Glücklicher Weise bedurfte ich aber des Trostes wenig. Ueber die Strafe kann ich mich leicht wegsetzen, ich betrachte sie gar nicht einmal

als solche. Schiebes, Schierholz' ꝛc. Meinung kann mir noch gleichgültiger sein. Ich rufe mit jenem großen Dichter aus der nach Kleinasien verbannt war:

„Hic sum barbarus quia non intelligor illis!“*)

Eines nur betrübt mich, eines nur drückt mich darnieder, und kaum kann das Gefühl meiner Unschuld mich aufrecht erhalten. Es ist der Gedanke, daß ich meinem Vater, es komme wie es wolle, auf der Handelsschule schwerlich viel Freude bereiten werde. Doch Gott ist mein Zeuge, ich konnte nicht anders. Was an mir lag, habe ich gethan; es ging nicht. Schiebe und ich, wir begegnen uns nur in einem Gefühl, in dem gegenseitigen Haß. Ich könnte sogar vielleicht meinem Vater, meinen Eltern zu Liebe meine edle Natur verleugnen und kriechend sein gegen den Alten. Allein auch dies nützte nichts mehr. Er würde die eingezogenen Krallen sehen unter den Pfötchen. Und doch! wie hätten wir Beide, S. und ich, uns schon begegnet, wenn nicht der Gedanke an meinen Vater mich beständig zurückgehalten hätte! Doch genug davon.

Sonntag, 14. März.

Heut an dem zweiten Tage meines Hausarrests besuchten mich Moewes, Nathanson und Wilhelm. Wir spielten Whist und plauderten dann.

---

*) Barbarus hic ego sum etc. Lassalle, der jugendliche Unverstandene, scheint für dieses Citat, das hier zum zweitenmal wiederkehrt, eine besondere Vorliebe zu haben.

Unergründlich ist doch die Menschennatur. Ich glaubte bisher, Schiebens Gemeinheit durch und durch zu kennen, ich glaubte, gegen mich habe sie den höchsten Grad erreicht. Doch heut erfuhr ich Dinge von S., die ich sogar ihm nicht zugetraut hätte. Die Skizzen, die uns N. von dem gab, was er früher auf der Handelsschule erleiden mußte, waren wirklich ergreifend. Die Wirkung, die seine Schilderung hervorbrachte, war unserm Charakter entsprechend. Ich ballte die Fäuste, knirschte mit den Lippen und that im Innern die schrecklichsten Rachegelübde. Wilhelm stand ruhig da, kein Wort kam über seine Lippen, nur Thränen perlten aus seinen Augen, und dann und wann zuckten seine Lippen schrecklich. Ich kann mir wohl denken, was in seinem Innern vorging. Nur Moewes war nicht aus seiner Pomade zu bringen, kalt und theilnahmlos wie gewöhnlich.

Armer Joseph! Du hast viel leiden müssen, und schon darum lieb' ich Dich! Du hast viel, sehr viel ertragen, aus Liebe zu Deinen Eltern. Die Liebe zu meinem Vater, so groß sie ist, sie hätte schwerlich solche Probe überstanden.

Mittwoch, 17. März.

Ich bekam von meinen geliebten Eltern Brief. Auch Ferdinand schrieb mir, daß seine Befürchtungen grundlos gewesen und meine Prophezeiungen in Erfüllung gegangen.

Donnerstag, 18. März.

Heut war ich im Gewandhausconcert. Die Devrient sang.

Sonntag, 21. März.

Heut der letzte Tag meines Hausarrestes.

Montag, 22. März.

Wie gewöhnlich gab uns Herr Heuschkel heut die deutschen Arbeiten zurück. Becker hatte in der seinigen über die Frage: „Wie dankt man Gott am besten für empfangene Wohlthaten?" gesagt: „Nicht durch unfruchtbares Abplärren von Psalmen ꝛc., sondern durch die That." Diese gewiß sehr richtige Hypothese griff nun der Heuschkel orthodox an. Da ich B.'s Arbeit gemacht hatte, so war es auch meine Pflicht, sie zu vertheidigen. Ich nahm daher den Kampf auf und bewies in der That, daß Gutes thun, Edles wirken ein weit kräftigerer Dank sei als Kniebeugungen, Singen, Beten ꝛc. Da H. also geschlagen wurde, so ergriff er das gewöhnliche Auskunftsmittel kleiner Geister: er schwieg und sann auf Rache. Sie blieb nicht aus. Nachmittag in Dr. Nischwitz Geographiestunde öffnete sich plötzlich die Thür, und der Alte trat herein. In diesem Augenblick ward es mir zur Gewißheit, er komme meinetwegen, von Heuschkel irritirt. Zur unbestreitbaren Thatsache wurde es, als hinter Schiebe sich noch die wohlbeleibte Gestalt Heuschkels hineinschob. Obgleich ich nun hinlänglichen Grund

zum Ernst hatte, so konnte ich mich doch des Lachens nicht enthalten, als ich H.'s miserable Figur näher betrachtete. Er war so geisterhaft bleich, sein fetter Bauch wabbelte so furchtsam hin und her, er wagte nicht, mich anzublicken, hielt sich so nahe hinter Schiebe, die schreckbarste Angst prägte sich so deutlich in seinen Mienen aus, daß sogar Melpomene, die schwermüthige Göttin, bei seinem Anblick gelächelt hätte.

Der Alte erzählte nun mein Verbrechen. Ich hätte gewagt, zu behaupten, daß die Thränen der Armen trocknen, Schönes und Edles wirken besser sei, als lange, lange Gebete herzuleiern, Danklieder zu plärren und dabei seine Brust dem Flehen seiner Mitbrüder zu verschließen. Gerechter Unwille über diese gottlos frivole Ansicht flammte dabei in seinen und des würdigen Nischwitz Augen. H. aber stand noch in einem fort zitternd da und wagte nicht die Augen zu erheben, aus Furcht, meinen Blicken zu begegnen. Er that mir leid, der arme Mann, mehr leid, als ich mir selbst that.

Unterdeß war der Alte von meiner diesmaligen Gottlosigkeit im Besonderen auf meine sonstige Gottlosigkeit im Allgemeinen gekommen.

„Um Ihnen von seiner Denkweise einen Begriff zu geben," sagte er unter Anderm, „will ich Ihnen eine Aeußerung erzählen, die er gegen Herrn Hander that. Er sagte nämlich zu ihm: „Ich kann nur den Menschen schätzen und achten, der mir zu meinen Zwecken dienlich ist."

Heiliger Apoll! das war zuviel! Was der Alte über mich urtheilt, das kann und muß mir zwar höchst gleichgültig sein, nicht aber, wenn man mir Aeußerungen in den Mund legt, die ich nie gethan, und die beides, dumm und schlecht, in so hohem Grade sind.

„Das kann Herr Director Hander nicht gesagt haben! Wann soll er es gesagt haben?" entgegnete ich.

„Herr Dr. Feller hat es mir erzählt," herrschte mir der Alte zu.

Nun ward mir Alles klar. Hander mag in seiner Unschuld, Dummheit oder in einem Anfall von Papelei irgendwas gegen Feller gequatscht haben, das dieser dann mit gehöriger Verdrehung und Verrenkung seinem Herrn und Meister überbrachte. O dieser Hander! Er hat mit seiner wohlwollenden Dummheit mir schon mehr geschadet, als Andere mit ihrem Haß! Ach ja, Heine hat Recht:

„Sie haben mich gequälet,
Geärgert blau und blaß,
Die Einen mit ihrer Liebe,
Die Andern mit ihrem Haß."

Uebrigens will ich H. zur Rede stellen und sehen, was ich ausrichte, um meine Unschuld darzuthun.

Der Alte ging nun, nachdem er die merkwürdig lächerlichen Worte gesprochen hatte: „Soviel wisse, wenn Du noch einmal so denkst, kommst Du vor den Vorstand." Diese

Worte sind wirklich so lächerlich, daß ich sie erhaben zu finden anfange, wenn ich die Worte Napoleons umkehre: Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas."

Abends kam Zander zu mir und brachte mir eine wichtige, sehr wichtige Nachricht. Er war nämlich comme à l'ordinaire um fünf mit Feller spazieren gegangen, und dieser, der in Z. nichts weniger als einen speciellen Freund von mir vermuthete und ihn immer wie einen Vertrauten betrachtete, fragte ihn, was es zwischen mir und Director gegeben habe. Z. erzählte Alles, auch die Aeußerung, die Feller hinterbracht hatte.

„Es ist mir sehr, sehr unlieb," sagte Feller, und, wie natürlich, drehte sich das Gespräch auf mich. „Sehen Sie, Zander," sagte F., „Sie kennen Lassal nicht. Lassal ist ein sehr, sehr gefährlicher Kopf. Und der Herr Director und wir Lehrer sind fest entschlossen, Lassal, wenn er nicht selbst abgeht, um jeden Preis unter nichtigem oder wichtigem Vorwand von der Schule zu entfernen. Denn er ist überaus gefährlich. Er hat bereits seine Anhänger."

„Verzeihen Sie," fiel Z. ein, „ich weiß genau, er geht nur mit Becker um."

„O, das verstehen Sie nicht," entgegnete Feller, „Becker ist zu pomadig, den würde er eher incommodiren, aber er hat schon seine Anhänger. Mit einem Worte: er ist uns sehr gefährlich."

Diese Mittheilung Zanders erweckte sehr verschiedenartige Gefühle bei mir. Soweit hatte sich meine Eitelkeit doch noch nicht verstiegen. Das hätte sich doch meine Arroganz nie träumen lassen, daß sich der mächtige Schiebe vor mir dummen Jungen fürchtete. Hahaha, zum Todtlachen! Da soll man nicht eitel werden! Nicht genug, daß ich ihn nie im Geringsten gefürchtet, nein, ich bin ihm noch gefährlich! Er fürchtet sich vor mir! Und zwar in solchem Grade, daß er sich soweit herabläßt, es Feller zu gestehen und mit seinen Lehrern ein Bündniß einzugehen, jede Gelegenheit zu ergreifen, mich zu entfernen. Aber das brachte mich auf ernsthaftere Gedanken. Ich hatte mir vorgenommen, zu bleiben. Werde ich das aber können, wenn man sich das Wort drauf gegeben hat, die Gelegenheit beim Haar zu fassen? Bisher glaubte ich nur, Schiebe haßte mich. Haß hätte ich vielleicht besänftigen oder unschädlich machen können, doch Furcht — nimmermehr.

Ich mußte Zander versprechen, gegen Niemand außer Becker, dieses Gesprächs zu erwähnen. Dagegen gab er mir sein Ehrenwort, es diese Messe meinem Vater gegenüber Wort für Wort zu wiederholen.

Dienstag, 23. März.

Heut theilte ich Hander Schiebes Worte mit. Er erklärte sie für unwahr. Nun verlangte ich, er solle vor Schiebe diese

Erklärung wiederholen. Ja, da war ich schön angekommen. Er machte Ausflüchte, wollte die Sache in's Spaßhafte ziehen und für eine Bagatelle erklären. Aber es ist erstens keine, und zweitens ziemt es ihm am wenigsten, sie für eine Kleinigkeit zu erklären, da er doch stets aus jeder Lumperei solch Aufheben machte. Ein schöner Schutz, den ich von ihm erwarten kann! O, mein Blick fängt an, sich zu bewölken, wenn ich in die Zukunft schaue. Doch laßt die Zeit kommen wie den Tod; dran vorzudenken ist schrecklich. Doch wenn sie kommt, wenn wir müssen, dann wollen wir uns geberden, wie wir können.

Mittwoch, 24. März.

Ich lese die Schriften Laubes. Merkwürdig ist es, wieviel Vorurtheile der Mensch doch hat, und wie grundlos sie entstehen. Ich hatte gegen Laube eine Abneigung gefaßt, ohne irgend eine seiner Schriften zu kennen, ich glaube, nur einer Aeußerung willen, die ein Schriftsteller, den ich verehre, that. Und jetzt waren es einige Aeußerungen Heines, die mich veranlaßten, an die Lectüre dieses Schriftstellers zu gehen. Gott, wie bitter Unrecht habe ich dem Mann gethan! Er gehört unter Deutschlands beste Männer. O hätte es noch tausend solche wie er! Er betet die Freiheit an mit aller Gluth seiner Seele. Sein Wille ist der beste und auch seine Kraft ist gewaltig. Mit den ernsten schlagenden Worten Börnes

und einer Persiflage vereinigt er Heines Ironie, und obwohl er hierin jene Beiden nicht ganz erreicht, so übertrifft er dennoch den Ersten an Kunstsinn, den Zweiten an Willen, oder wenigstens an Klarheit des Willens. Wie herrlich sind seine „Politischen Briefe“, sein „Polen“, seine „Poeten“! Zumal die Letzteren. Wie ist in den drei interessanten Gestalten alles Edle so schön gepaart: Genialität, Kunstsinn und Liebe, brennende Liebe zur Freiheit. Wie reizend hat er seine Frauengestalten begabt! Wie genial diese Fürstin, und wie göttlich hingebend Desdemona, ja sogar wie göttlich gewöhnlich seine Camilla!

Sonnabend, 27. März.

Heut wurde „Egmont“ gegeben. Man sollte sich fast wundern, daß der ewig lächelnde Goethe ein Stück schreiben konnte, wo soviel von Freiheit und Verfassung die Rede ist. Aber freilich ist nur die Rede von Freiheit einem anderen Volk gegenüber, nicht aber in Bezug auf seinen Fürsten. Freilich ist nur von Verfassung die Rede, welche die Rechte des Volkes gegen den fremden ausländischen Tyrannen sichern soll. Als wenn das Joch des Einheimischen nicht eben so schwer lastete! Devrient spielte gut, obgleich seine Rolle nicht leicht war. Die Goethe'schen Rollen, diese aus der Wirklichkeit gegriffenen Gestalten sind überhaupt weit schwieriger darzustellen, als die idealen Helden Schillers.

Montag, 29. März.

Heut haben wir, Buko und ich, uns entschlossen, Fechtstunde zu nehmen. Zwar wagen wir nicht wenig dabei und verhehlen es uns auch nicht, daß, wenn der Alte es erführe, er ohne Zweifel es zum Vorwand gebrauchen würde, uns von der Handelsschule zu entfernen. Aber wir thun es dennoch. Und ich glaube sogar, daß ich nicht Unrecht daran thue, wenn es mir gelingt, es verschwiegen zu halten. Erstens ist die Fechtkunst sehr vortheilhaft für den Körper, und dann kann man nicht wissen, ob man nicht einmal in den Fall kommt, Gebrauch von ihr zu machen.

Dienstag, 30. und Mittwoch, 31. März.

Examen bei uns und Entlassung.

Donnerstag, 1. April.

Ich ging zum Alten, mir meine Censur zu holen und Adieu zu sagen. Er sah mich dabei so fragend aufmunternd an, daß ich die Gelegenheit ergriff, Besserung versprach u. s. w. Wir schieden als die besten Freunde und ich glaube, bei einiger Vorsicht könnte es mir vielleicht gelingen, mich in dieser Freundschaft zu befestigen.

Die Ferien gehen sehr monoton hin. Des Morgens auf dem Fechtboden, des Nachmittags gewöhnlich spazieren.

Montag, 5. April.

War der erste Pesach-Feiertag*), und ich ging dem Willen meiner Eltern gemäß in die jüdische Restauration zu Marcus, um daselbst dieses Erinnerungsfest zu begehen. Abends hörte ich den Zeider da, und das Andenken an die schönen verflossenen Tage kam lebhaft vor meine Seele. Ich sah uns Alle herumsitzen um den langen festlichen Tisch, obenan mein geliebter Vater, der mit seiner schönen sonoren Stimme vorsang, neben ihm die geliebte andächtige Mutter, ängstlich herumblickend, ob auch all die Ceremonien, die sie bei ihrem seligen Vater als Kind gesehen, streng befolgt würden. Unten aber Riekchen mit den lachenden rothen Wangen, heimlich kichernd über die ihr unverständlichen Gebräuche, emsig bemüht, das bittere Moraur**) geschwind wegzuwerfen und dann Lachs,

---

*) Das Pesach- oder Passahfest der Juden feiert die Erinnerung an die Verschonung der Erstgeburt durch den Würgengel und an den Auszug aus Aegypten. Am Vorabende des Festes vereinigt das Oberhaupt der Familie die Seinigen, um die Abendspeisen gemeinschaftlich einzunehmen. Die rituelle Ordnung bei dieser Mahlzeit, die Speisenfolge wie die Gebete betreffend, heißt Sseider (Lassalle schreibt „Zeider"), in wörtlicher Uebersetzung: „Ordnung". Die Gebete sind in einem Buche, Hagada enthalten — eine Sammlung der historischen und sagenhaften Erzählungen über die Knechtschaft in Aegypten und den Auszug der Israeliten.

**) Moraur heißt soviel wie Bitterkraut und ist ein obligatorischer Bestandtheil der Sseider-Abendtafel, eben so wie das unge-

Schnitzer, Orgler — alle, alle die großen Hagadas vorhaltend, das Lachen zu verbergen über einen Witz, der eben gerissen. Da trifft sie ein Zornblick aus den überall spähenden Augen der geliebten Mutter, und schnell verbreitet sich wieder Ernst und Andacht über ihre Stirn.

Uebrigens habe ich sehr interessante Bekanntschaften gemacht da bei Marcus. Ich habe einen gewissen Dr. Mayer, einen sehr geistreichen und verständigen Mann, kennen gelernt. Wir gehen zusammen zur Promenade und ergehen uns dabei in ernsten geistigen Gesprächen. Das war etwas, das mir lange noth that, und das ich leider gezwungen lange entbehrte. Denn meine hiesigen Freunde sind für geistige Genüsse fast unzugänglich. Er hat mich wiederum mit einem jungen, sehr poesiereichen Dichter Namens Wolfsohn*) bekannt gemacht,

---

säuerte Brod, Mazzoh (Mazze) und das Opferlamm, Pesach. Letzteres soll daran erinnern, daß das an die Thürpfosten gesprengte Blut in Aegypten dem die Erstgeburt erwürgenden Todesengel ein Zeichen war, daß er hier vorüberziehen müsse. Das Bitterkraut symbolisirt die den Juden in Aegypten bereiteten Bitternisse, und das ungesäuerte Brod, „das Brod des Elends", ist unausgebacken und ungegohren, weil die Bedränger zu regelrechter Bereitung nicht Zeit ließen.

*) Wohl kein Anderer als Wilhelm Wolfsohn, der Dichter von „Nur eine Seele," dieser studirte damals in Leipzig Philologie ꝛc.

der unter dem Namen Carl Maien schreibt und schon einzelnes Ausgezeichnete geliefert hat. O, wie unendlich wohl befinde ich mich unter ihnen, wo ich verstanden, nicht zurückgedrängt werde, wo mein edleres Gefühl nicht verbranntes Hirn gescholten wird! Auch Maien hat diese Anfeindungen zu ertragen gehabt. Er setzte sie bei mir voraus und tröstete mich. Beide Männer, beide sagen sie, wie ich, was mir längst des Herzens Stimme sagte, nicht zum Kaufmann tauge. Sie sind nur das Echo meines eigenen Herzens. Aber was ich für Träumerei hielt, als es nur noch in meinem Innern lebte, es gewinnt Wirklichkeit in dem Munde solcher Männer. Fester und immer fester wird der Gedanke in mir, zu studiren, meinem höheren Bewußtsein, einem edleren Zwecke Geist, Kräfte, Streben zu widmen, wenn's sein muß, zu opfern.

Noch stehe ich am Scheidewege, noch kann ich zurück. Wehe, wehe, wenn ich einst den unendlichen Jammer zu tragen habe über ein verfehltes Dasein! Wehe, wehe mir, wenn mich dann allzu späte, doch um so bittrere Reue ergreift, zerfleischt mit ihren Skorpionenbissen! Wenn die Stimme: Gott legte edle Kräfte für einen edlen Zweck in dich, du hast sie verfaulen lassen, laut wird!

Gott, Gott, sage mir, was soll ich thun! Nicht scheide ich schwer von dem Kaufmannsstande. O, nur mit Freuden!

Nichts, was mich freute auf dieser Seite! Doch mein Vater! — —

Es war der 11. April, mein Geburtsag. Mein Vater, meine Mutter und meine geliebte Schwester, sie schreiben mir so süße liebe Briefe, so voll, überschwänglich voll der Liebe zu mir! Sie schickte mir einen Ring mit ihren Haaren drin. Ich zerküßte die Locke wohl. Mein Vater schrieb so ernste, meine Mutter so rührende Worte! O Gott, laß, laß sie glücklich sein, meine Lieben! Wie es mir auch gehe, was auch einst mein Schicksal sein möge, sie laß glücklich sein, sie verdienen es! Ich kann nicht weiter schreiben. Noch nie ist mir so wehmüthig wohl um's Herz gewesen! O Liebe, Liebe, wie thust du wohl! Was der Haß auf allen seinen Weisen in einem Jahre nicht konnte, du thust es mit einem einfachen Worte! Du machst mich weinen wie ein Kind!

Mein Cousin Ullmann war da. Er reist nach Karlsbad. Ich habe indessen Carl Maien als Dichter schätzen lernen. Seine „Veilchen," obwohl da die Kraft und der Wille manchmal noch unklar, haben einige ausgezeichnete Gedichte; in jedem zeigt sich eine große Kraft und eine glühende Begeisterung. In der Lyrik gehört er, ohne es zu wollen, zu der Heine'schen Schule, doch nicht ganz. Seine „Sternbilder"*) schließen

---

*) Beide Schriften Maien's erschienen 1840 in Leipzig.

Gedichte ein, die wahrhaft außerordentlich sind, z. B.: Pflicht und Liebe", „Elisabeth", „Jean Paul" und vor Allem „Mein Herz". Carl Maien hat einen schönen edlen Zweck, er ist ein Kämpe für das Judenthum. Er ist in der Poesie, was Gabriel Rießer in der Prosa. In diesem Sinne hat er ein Taschenbuch „Jeschurun" herausgegeben, in dem sich besonders „Der böhmische Dorfjude" durch seine lebhafte naturgetreue Darstellung und die „Briefe" 2c. durch ihre Wahrheit auszeichnen.

* * *

Eine lange, eine überaus wichtige Zeit ist jetzt vorübergegangen. Mein Vater war da. Ich habe ihm meinen Wunsch, meinen unwiderruflichen Entschluß, zu studiren mitgetheilt. Er war im Anfang überrascht, dann sagte er, er wolle es eine Zeit lang in Erwägung ziehen. Ich ging so weit, zu sagen, es bedürfe hier gar keiner Erwägung, nur seiner Einwilligung bedürfe es, denn ich würde doch nie von meinem Entschluße abstehen.

Das war freilich zu weit gegangen, meinem Vater jede Wahl abzusprechen. Uebrigens hatte ich keinen kleinen Kampf zu bestehen in meinem eigenen Innern. Mein Vater sagte mir, wie er gehofft, ich würde ihm die Last abnehmen, die

jetzt so drückend auf seinen Schultern zu liegen anfange. Er, der kampfesmüde Mann, der sich sehnte, seine Tage in Ruhe hinzubringen, müßte, wenn ich in meinem Entschluß beharrte, von Neuem zu arbeiten, zu ringen anfangen, um Riekchen und Ferdinand zu ernähren. O Gott, das wog schwer in der Wagschale! Doch weil ich nicht anders konnte, weil ich, obwohl ich schmerzlich rang, dennoch erkärte, ich müsse meiner Neigung, meinem unverkennbaren Berufe folgen, war mein Vater fast versucht, zu glauben, ich wäre lieblos.

Er fragte mich, was ich studiren wollte.

„Das größte umfassendste Studium der Welt," entgegnete ich, „das Studium, das am engsten mit den heiligsten Interessen der Menschheit verknüpft ist: das Studium der Geschichte."

Mein Vater fragte mich, wovon ich leben wollte, da ich in Preußen kein Amt, keinen Lehrstuhl erhalten könnte und mich doch nicht von meinen Eltern trennen wollte. O mein Gott, wenn das zu vermeiden wäre! Doch antwortete ich nur, ich würde mich überall zu ernähren wissen.

Mein Vater fragte mich, warum ich nicht Medicin oder Jura studiren wollte.

„Der Arzt, wie der Advocat," entgegnete ich, „sind Kaufleute, die mit ihrem Wissen Handel treiben. Oft auch der Gelehrte. Ich sehe es an Hander, der im eigentlichen

Sinne des Wortes Kaufmann ist." Ich wollte studiren der Sache, des Wirkens wegen.

Mein Vater fragte, ob ich glaubte, daß ich ein Dichter sei.

„Nein," antwortete ich, „aber ich will mich der publicistischen Sache widmen. Jetzt," sagte ich, „jetzt ist die Zeit, in der man um die heiligsten Zwecke der Menschheit kämpft. Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts war die Welt in Ketten dumpfen Aberglaubens gehalten. Da erhob sich, durch die Macht der Geister angeregt, eine materielle Gewalt, die blutig das Bestehende in Trümmer stürzt. Der erste Ausbruch war schrecklich und mußte es sein. Seitdem hat jener Kampf ununterbrochen gewährt. Er wurde geführt nicht durch die rohe physische Macht, sondern durch die Macht des Geistes. In jedem Lande, unter jeder Nation erheben sich Männer, die mit dem Worte kämpften, fielen oder siegten. Der Kampf um die edelsten Zwecke, er wird auf die edelste Weise geführt. Freilich muß später durch die physische Gewalt die Wahrheit unterstützt werden, denn sie wollen es nicht anders, die Leute auf den Thronen. Nun, so laßt uns die Völker nicht aufregen, nein, erleuchten, aufklären."

Mein Vater schwieg lange, dann sagte er: „Mein Sohn, ich verkenne nicht die Wahrheit, die in Deiner Rede liegt, aber warum willst Du gerade zum Märtyrer werden? Du, unsere einzige Hoffnung, Stütze. Die Freiheit muß errungen werden, aber sie wird's auch ohne Dich. Bleib bei uns,

mach Du unser Glück aus, wirf Dich nicht in jenen Kampf. Selbst wenn Du in ihm siegst, gehen wir doch unter. Wir lebten nur für Dich. Vergilt uns. Du allein, Du änderst's nicht. Laß Leute kämpfen, die nichts zu verlieren haben, an deren Geschick nicht das Herz der Eltern hängt."

O ja, er hat Recht! Warum soll ich gerade zum Märtyrer werden? Doch wenn Jeder so spräche, so feig sich zurückzöge, wann würde dann ein Kämpfer aufstehen?

Warum soll ich gerade zum Märtyrer werden?

Warum? Weil Gott mir die Stimme in die Brust gelegt, die mich aufruft zum Kampfe, weil Gott mir die Kraft gegeben, ich fühle es, die mich befähigt zum Kampfe! Weil ich für einen edlen Zweck kämpfen und leiden kann! Weil ich Gott um die Kräfte, die er mir zu bestimmtem Zweck gegeben, nicht betrügen will! Weil ich, mit 'einem Worte, nicht anders kann!

Wir kamen endlich so weit, daß Vater sagte, Michaeli sollte sich's entscheiden. Bis dahin sollte ich und würde er's sich überlegen. Doch wir verstehen uns noch nicht so ganz. Er wehrt mir nicht das Studium und das Fach, doch meine Meinung wehrt er mir. Darum sage ich, er versteht mich nicht. Er will mich studiren lassen und wehrt mir die heilige durchwehende Idee, die er Liberalismus nennt! Als wenn nicht gerade sie es wäre, die mich zum Studium treibt, sie,

um die ich kämpfen will, und ohne die ich lieber geblieben wäre, was ich bin!*)

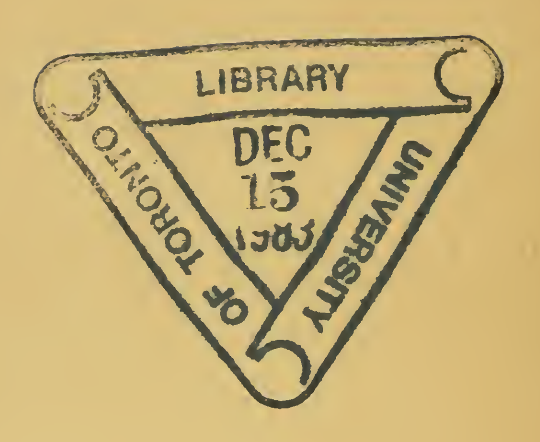
---

*) Der mehrfach genannte Mitschüler und Jugendfreund Lassalle's, Robert Zander, schildert den Abschied des Schulcameraden von Leipzig in seinen „Jugenderinnerungen an Lassalle mit folgenden Worten: „Als er (Lassalle) von Leipzig schied, war unser Abschied ein brüderlich herzlicher; wir gelobten uns mit jugendlich überschwänglichem Feuereifer, dieses Leben hindurch einander die alten zu bleiben, Freud und Leid uns gegenseitig mitzutheilen. Alle trauten Plätzchen, auf denen wir in den Mußestunden übermüthig zusammengetobt oder im ernsten Gespräche verweilt hatten wurden ein letztes Mal aufgesucht, vorzugsweise galten die Trennungsgänge jener lauschigen Tiefe im Bose'schen Garten, wo das alte Buchdrucker-Theater stand, sowie dem Schimmelschen Teiche mit seiner Insel Buen Retiro, Leipzigs Seeseite, auf welcher unsere Schifferlaufbahn manches gemeinsame Unglück zu verzeichnen hatte. . . "








LIBRARY
DEC
15
UNIVERSITY
OF TORONTO

